

Die Arbeits- und Berufswelt im Spiegel literarischer Texte 23/24



Der Stoff, aus dem die *kompetenzorientierten Prüfungsvorschläge* sind:

Workshop zur Erarbeitung von Prüfungsaufgaben
für das Fach Deutsch/Kommunikation
in den FHR-Bildungsgängen des Berufskollegs

Materialien für Teilnehmerinnen und Teilnehmer
Nur zum seminarinternen Gebrauch

Moderation:

Susann Kahya, Sascha Silex

Die Arbeits- und Berufswelt im Spiegel literarischer Texte

Vorbemerkung

Das Material

- ist in alphabetischer Reihenfolge geordnet.
- soll als Anregung für die Erstellung von bildungsgangübergreifenden, gemeinsamen Prüfungsaufgaben dienen.

Die Texte

- befinden sich thematisch auf der Schnittstelle zwischen Mensch und Technik/Wirtschaft: Inwiefern prägen die sich wandelnden Arbeitswelten den Menschen und beeinflussen sein Selbstbild und sein Menschenbild?
- Die meisten Texte gehen inhaltlich über den engen Aspekt „Beruf/Arbeit“ hinaus; sie geben Aufschluss über die gesellschaftlichen Folgen ökonomischer Bedingungen und berühren auch die Zusammenhänge von Sozialisation, Kommunikation, Individuum und Sozialbeziehungen.

Inhalt

Lyrische Texte	ab Seite 4
Epische Texte	ab Seite 67

Lyrische Texte

Autor*in	Material	Seite
Achim von Arnim	Der Welt Herr	5
Walter Barnhause	Weißer Laptop	6
Jürgen Becker	Mitte August	7
Karl Bröger	Kohle, schwarze Kohle	8
Deichkind	Arbeit nervt	9
Deichkind	Bück dich hoch	10
Max Dortu	Hüttenwerk bei Nacht	12
Friedrich Dürrenmatt	Elektronische Hirne	13
Günter Eich	Wald, Bestand an Bäumen	14
Fred Endrikat	Müßiggängers Abendgebet	15
Gerrit Engelke	Die Fabrik	16
Gerrit Engelke	Die Lokomotive	17
Gerrit Engelke	Der Tod im Schacht	18
Hans Magnus Enzensberger	Arme Cassandra	19
Ludwig Fels	Konsumterror	20
Ludwig Fels	Wenn dunkelblau der Abend niederschmettert	21
Ferdinand Freiligrath	Ehre der Arbeit	22
Michael Häger	Arbeiten ist toll	23
Erich Grisar	Die Fabrik	24
Anja Hegemann	Überstunden	25
Karl Henckell	Berliner Abendbild	26
Karl Henckell	Das Lied vom Eisenarbeiter	27
Gerd Herholz	die	28
Dieter Höss	Stur	29
Mascha Kaléko	Kolonial-Handlung	30
Mascha Kaléko	Krankgeschrieben	31
Marie Luise Kaschnitz	Die alten und die neuen Berufe	32
Erich Kästner	Die Zeit fährt Auto	33
Ursula Krechel	Der Anfang des Wochenendes	34
Günter Kunert	Mutation	35
Heinz Rudolf Kunze	Held Der Arbeit	36
Michaela Koenig	Arbeit bringt mir Anerkennung	37
Kurt Küther	Im Betrieb	38
Heinrich Lersch	Mensch im Eisen	39
Peter Maiwald	Die Frau des Arbeitslosen	40
Hans Manz	Die Wahl	41
Alfons Petzold	Der Arbeitslose	42
Alfons Petzold	Die Teilnahmslosen	43
Lieselotte Rauner	Herrenjahre	44
Josef Reding	Herr brockstiepel bleibt bei lehrling	45
Roman Ritter	Das Bürofenster	46
Henrik Rost	Ode auf das Smartphone	47
Friedrich Schiller	Würde des Menschen	48
Mathias Schreiber	Fließband	49
Robert Seidel	Humane Zeit	50
Jürgen Theobaldy	Schnee im Büro	51
Jürgen Theobaldy	Was sie hergab	52
Artur Troppmann	Ich	53
Kurt Tucholsky	Deutscher Abend	54
Kurt Tucholsky	Arbeit tut not	55
Kurt Tucholsky	Eine Frage	56
Kurt Tucholsky	Die Freie Wirtschaft	57
www.eiermuli.de	Zehn kleine Arbeitnehmer	58
www.eiermuli.de	Zehn kleine Vorstandsbosse	58
Georg Weerth	Arbeite	59
Arbeitskreis Emanzipation Bonn (Hrsg.)	Wie es die Kollegin macht, ist es falsch	60
J.G. Wind	Arbeit	61
Wir sind Helden	(Ode) An Die Arbeit	62
Norbert Wittke	Die Fabrik	64
Paul Zech	Fabrikstraße tags	65
Sammlung Songs zum Thema ARBEIT		66

Achim von Arnim

Der Welt Herr (1828)

Morgenstund hat Gold im Munde,
Denn da kommt die Börsenzeit
Und mit ihr die süße Kunde,
Die des Kaufmanns Herz erfreut:

5 Was er Abends spekulieret
Hat den Kurs heut regulieret,

Eilend ziehen die Kuriere
Mit dem kleinen Kursbericht,
Dass er *diese Welt* regiere

10 Von der *andern* weiß ichs nicht:
Zitternd sehn ihn Potentaten
Und es bricht das Herz der Staaten

Quelle: Achim von Arnim: Der Welt Herr (1828). *F.A.Z.*, 18.04.2009,
<http://www.lyrikwelt.de/gedichte/arnimg4.htm>.

Walter Barnhausen

Weißer Laptop

Weißer elfenbeinfarbener Laptop

Du bist erwählt unter denen die da schreiben

Bewahrst meine Zeichen in Deinen Dateien

Deine hellen Signale muntern mich auf

5 Dein großer Speicher befreit uns für Jahre

Von jeglicher Enge Du bist rein

Du bist heller und schöner als alle die

Uns weissagen was noch geschrieben wird

Dein Liquid Cristal Display wie Samt

10 Lässt mich wachen bei Tag und bei Nacht

Erblick' ich das Schimmern des dunklen Blaus

Das flimmernde Licht in der Abschattung

So gibt es nicht Unmut noch Unklang

Weißer Laptop Deine Leichtigkeit freut

15 Den der Deine Grenzen stets achtet

Der Du an der Verbesserung wirkst

Bist schwer genug viel zu fordern

Wirst nicht müde Verfehlungen nachzusehen

Prägst formst durch alltäglichen Magnetismus

20 Mit Lichtblitzen voller Vergänglichkeit

Jetzt reisen wir in die Ferne der Sentiments¹

In die Weite der Wörter der Worte der Sätze

Der Jamben² der Strophen der Verse der Oden³

Dir verschreibe ich mich reinen Gewissens

25 Und lasse nicht von den Vergleichen

Mit den Unvollkommenen Imperfekten

(v 1991)

Quelle: P. Kohrs (Hrsg.) (2001): *Deutsch Profile*. Paderborn, Schöningh.

Jürgen Becker

Mitte August

Über eine Wiese gehen, umgeben von

Gebüsch

und Bäumen eines alten Parks:

einen Augenblick

- 5 stehenbleiben und sich vergewissern,
daß man lebt, in der Mittagspause jetzt.

Quelle: Jürgen Becker (1981): *Gedichte 1965 bis 1980*. Frankfurt a. Main, Suhrkamp.

Karl Bröger

Kohle, schwarze Kohle (1914)

- 1 Kohle, schwarze Kohle graben wir.
- 2 Höllendunkel decken das Revier.

- 3 Hinten hallt der Fäustel hart Gepoch.
- 4 Nur das schwarze Lämplein schimmert noch.

- 5 Und wir ringen stumm, mit Stein und Erz
- 6 Brechen wir der Erde an das Herz.

- 7 Unten schließt uns Qual und Grauen ein.
- 8 Droben glänzt die Stadt in hohem Schein.

- 9 Kartt der Korb uns wieder an den Tag,
- 10 Sinken andre ab zu Plag und Schlag.

- 11 Doch wir wissen auch: Was oben flammt,
- 12 Ist ein Glanz, der aus der Tiefe stammt.

Deichkind: **Arbeit nervt**

- Priester, Putzfrauen, Pizzabäcker, Proktologen Wollen lieber popeln, pöpel, prügeln,
pogen Lehrer, Kellner, Gärtner, Bäcker, Broker, Richter
Sehnen sich nach Druckbetankung durch den Trichter
Seelenklemmer, Viehbefruchter, Astronauten
- 5 Würden gern im Weltraum schunkeln, schwofen,
saufen Profikicker, Paparazzi, Taxifahrer
Ehrgeiz ist die letzte Zuflucht des
Versagers Arbeit nervt
YeahYeahYeahYeahYeahYeah
- 10 Arbeit nervt! Arbeit nervt! Arbeit nervt! Arbeit nervt! Arbeit nervt! Arbeit nervt! Guck da
mal lieber hin für mich
Trucker, Butler, Schlachter, Schaffner, Politessen Wollen gammeln feiern, flirten,
fummeln, fressen Fettabsauger, Spargelstecher, Professoren Träumen auch von
FKK in Rockstar-Posen Kopfgeldjäger, Reiseleiter, Gleisarbeiter
- 15 Schreien, rüsselnd, rülpsend, rotzen, rammeln, reiern Orthopäden,
Boygoupsänger Zeitsoldaten Auferlegen, Kreuzworträtseln Feierabend
Arbeit nervt! Arbeit nervt! Arbeit nervt! Arbeit nervt! Arbeit nervt! Arbeit nervt!
Frühaufstehen ist doch mehr was für dich
Arbeit nervt YeahYeahYeahYeahYeahYeah
- 20 Arbeit nervt! Arbeit nervt! Arbeit nervt! Arbeit nervt! Arbeit nervt! Arbeit
nervt! YeahYeahYeahYeahYeahYeahYeahYeah
- Arbeit nervt
YeahYeahYeahYeahYeahYeah Mein
Konto gibt kein Cent mehr her
- 25 Er ist pleite, so scheiße pleite
Mein Kühlschrank ist komplett entleert
Er ist pleite, so richtig pleite Doch das macht mir nichts aus Er ist pleite, völlig
pleite Denn gleich läuft Sonja Kraus
Arbeit nervt YeahYeahYeahYeahYeahYeah
- 30 Arbeit nervt! Arbeit nervt! Arbeit nervt! Arbeit nervt! Arbeit nervt! Arbeit nervt! Guck da
mal lieber hin für mich.

Quelle: Deichkind (2008): *Arbeit nervt* (Single u. Album). Hamburg: Vertigo Records.

Deichkind: **Bück dich hoch**

Halt die Deadline ein, so ist's fein!
Hol' die Ellenbogen raus, burn dich aus!
24/7, 8 bis 8, was geht ab, machste schlapp, what the fuck?!

5 Bück dich, bück dich, bück dich hoch,
bück dich, bück dich, bück dich hoch,
bück dich hoch, ja!
Das muss heute noch zum Chef, besser jetzt!
Bück dich hoch.

10 Ach du Schreck, Bonus-Scheck, ist schon
weg! Bück dich hoch.
Fleißig Überstunden, ganz normal!
Bück dich hoch.

15 Unbezahlt, scheiß egal, keine Wahl!
Bück dich hoch.

Klick dich, fax dich, mail dich hoch,
grapsch dich, quetsch dich, schleim dich hoch,
kick dich, box dich, schlaf dich hoch,
bück dich hoch, ja!

20 Bück dich hoch! Komm steiger den Profit!
Bück dich hoch! Sonst wirst du ausgesiebt!
Bück dich hoch! Mach dich beim Chef beliebt!
Bück dich hoch! Auch wenn es dich verbiegt!
Bück dich hoch! Komm steiger den Profit!

25 Bück dich hoch! Sonst wirst du ausgesiebt!
Bück dich hoch! Mach dich beim Chef beliebt!
Bück dich hoch! Bück dich hoch, ja!

Dieses Wochenende pitch, machste mit!
Bück dich hoch.

30 Denke groß, sei aktiv, hat dich fit!
Bück dich hoch.
Pass dich an, du bist nichts, glaub ans Team!
Bück dich hoch.
Halt die Schnauze, frisch ans Werk und verdien!

35 Bück dich hoch.
Aufgebraucht, abgeraucht, ausgetauscht!
Bück dich hoch.
Komm pack im Meeting noch ne Schippe drauf!
Bück dich hoch.

40 Yogakurs, abgesagt, reingekloppt!
Bück dich hoch.
Fehlt der Job, ja mein Gott, tu als ob!
Bück dich hoch.

45 Klick dich, fax dich, mail dich hoch, grapsch
dich, quetsch dich, schleim dich hoch, kick
dich, box dich, schlaf dich hoch,
bück dich hoch, ja!

Bück dich hoch! Komm steiger den Profit!
Bück dich hoch! Sonst wirst du ausgesiebt!

50 Bück dich hoch! Mach dich beim Chef
beliebt! Bück dich hoch! Auch wenn es dich
verbiegt! Bück dich hoch! Komm steiger den
Profit! Bück dich hoch! Sonst wirst du
ausgesiebt! Bück dich hoch! Mach dich beim
55 Chef beliebt! Bück dich hoch! Bück dich
hoch, ja!

60 Zick dich, bitch dich, grins dich, push dich,
deal dich, klatsch dich, drück dich, reib dich,
swing dich, stech dich, grip dich, zech dich,
roll dich, fahr dich, stampf dich, jag dich,
kämpf dich, schieß dich, gräm dich, flash
dich, schlag dich, kick dich, press dich, füg
dich, treib dich, knöpf dich, schraub dich,
quäl dich, bück dich hoch.

65 Du brauchst Konkurrenz, keine Fans!
Do your fucking Job, till the
End!
Nimm dir ein Beispiel an Donald Trump!
Was ist los, reiß dich zusammen, pack mit
70 an! Deinen Einsatz gibst du denen da oben
gern! Bück dich hoch.
Schenke deinen Urlaub dem
Konzern! Bück dich hoch.
Trink ein großen Schluck
75 Leistungsdruck! Bück dich hoch.
Wir steigern das Bruttosozialprodukt!

Bück dich hoch! Komm steiger den Profit!
Bück dich hoch! Sonst wirst du ausgesiebt!
Bück dich hoch! Mach dich beim Chef
80 beliebt! Bück dich hoch! Auch wenn es dich
verbiegt! Bück dich hoch! Komm steiger den
Profit! Bück dich hoch! Sonst wirst du
ausgesiebt! Bück dich hoch! Mach dich beim
Chef beliebt! Bück dich hoch! Bück dich
85 hoch, ja!
Bück dich hoch, ja!

Quelle: Deichkind (2012): *Befehl von ganz unten* (Album). Hamburg: Vertigo Records.

Max Dortu

Hüttenwerk bei Nacht (1921)

1 Schwarzblau trumpft die Nacht um das
2 Flimmernde Werk.
3 Rosiger, bauschiger Qualm strebt vorm
4 Ostwind nach Westen.
5 Der Seilbahn entspringen elektrische
6 Weißgrüne und bläuliche Funken.
7 Eine kurze Esse sprüht rotes Raketenfeuer.
8 Die Gießhalle erglüht: wie der Wunderpalast
9 indischer Fürsten.
10 Ein Bahndamm. Glitzernde, stählerne
11 Schienen.
12 Vier blutige Augen: - Signallaternen!
13 Der Güterzug rollt langsam vorüber:
14 Es grollt wie fernes Gewittern.
15 Und mein Herz steht fast still:
16 Mit Ehrfurcht horcht es in die Schönheit der
17 arbeitenden Nacht.

Friedrich Dürrenmatt

Elektronische Hirne (1980)

Noch sind sie unsere Knechte
Noch führen sie aus
Was wir ihnen vorschreiben
Dumm, stur, emsig

5 Aber schon sind die Resultate
Die sie liefern
Nicht mehr zu kontrollieren
Nur durch ihresgleichen

Doch bald
10 Werden sie weiter rechnen
Ohne uns
Formeln finden,
die nicht mehr zu interpretieren sind

Bis sie endlich Gott
15 erkennen, ohne ihn zu
verstehen
Schuld- und erbarmungslos
Straf- und rostfrei
Gefallene Engel

Quelle: Friedrich Dürrenmatt: *Das Mögliche ist ungeheuer. Ausgewählte Gedichte*. Zürich: Diogenes, 1993.
http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/grimm_hirne.pdf, Abruf:
29.10.2023.

Günter Eich

Wald, Bestand an Bäumen

Wald, Bestand an Bäumen, zählbar,
Schonungen, Abholzung, Holz- und Papierindustrie,
Mischwald ist am rentabelsten
Schädlinge, Vogelschutz

- 5 Wildbestand, Hege, Jagdgesetze
Beeren, Bucheckern, Pilze, Reisig
Waldboden, Wind, Jahreszeiten,
Zivilisationslandschaft

Zauberwald Merlins

- 10 Einhorn (das Tier, das es nicht gibt)
das uns bevorsteht,
das wir nicht wollten
die vergessene Zukunft

(52 Wörter)

Quelle: Fingerhut, Margret; Fingerhut, Karlheinz (1984): *Naturlyrik. Ein Arbeitsbuch*. Frankfurt am Main: Diesterweg, S. 104.

Fred Endrikat (1890 – 1942)

Müßiggängers Abendgebet

Wieder ist ein Tag zu Ende.
Oh, wie freun sich meine Hände!
Hab ich auch nicht viel gemacht,
hab ich doch den Tag verbracht.

Gerrit Engelke

Die Fabrik (1920)

- 1 Duster, breit, kahl und eckig
Liegt im armen Vorort die
Fabrik. Zuckend schwillt, schrill
und brutal Aus den Toren
- 5 Maschinen-Musik.

Schlot und Rohr und Schlot und
Schlot, Heißdurchkochtes
Turmgestein,
Speien dickes Qualmgewölk

- 10 Über traurigstarre Häuser, Straßenkot.

Tausend Mann, Schicht um
Schicht, Saugt die laute Arbeits-
Hölle auf. Zwingt sie all in harte
Pflicht

- 15 Stunde um Stunde.

Bis der Pfiff heiser gellt:
Aus offnem Tore strömen dann
Mädchen, Frauen, Mann und Mann
– Blasses Volk – müde – verquält –

- 20 Schläft der Ort –: glüh und grell Schreit aus
hundert Fenstern Licht! Kraftgesumm,
Rädersausen, Qualm durchbricht Roh und
dumpf die Nacht –

- Tag und Nacht: Lärm und Dampf,
25 Immer Arbeit, immer Kampf:
Unerbittlich schröpft das Moloch-
Haus Stahl und Mensch um
Menschen aus.

Quelle:

Gerrit Engelke (1921).
*Rhythmus des neuen
Europa*. Jena: Kneip, S.
11-13.

Gerrit Engelke: **Die Lokomotive**

1 Da liegt das zwanzig Meter lange Tier,
2 die Dampfmaschine,
3 auf blank geschliff'ner Schiene,
4 voll heißer Wut und sprungbereiter Gier...
5 Da lauert, liegt das langgestreckte Eisenbiest –
6 Sieh da, wie Öl- und Wasserschweiß
7 wie Lebensblut, gefährlich heiß,
8 ihm aus dem Radgestänge, den offenen Weichen, fließt.
9 Es liegt auf sechzehn roten Räderpranken,
10 fiebernd, langgeduckt zum Sprunge,
11 und Fieberdampf stößt röchelnd aus den Flanken.
12 Es kocht und pocht die Röhrenlunge –
13 Den ganzen Rumpf die Feuerkraft durchzittert:
14 Er ächzt und siedet, zischt und hackt
15 im hastigen Dampf- und Eisentakt –
16 Dein Menschenwort wie nichts im Qualm zerflittert.
17 Das Schnauben wächst und wächst –
18 Du, stummer Mensch, erschreckst.
19 Du siehst die Wut aus allen Ritzen gären –
20 der Kesselröhren Atemdampf
21 ist hochgewühlt auf sechzehn Atmosphären!
22 Gewalt hat jetzt der heiße Krampf:
23 Das Biest, es brüllt, das Biest, es brüllt,
24 der Führer ist in Dampf gehüllt.
25 Der Regulatorhebel steigt nach links;
26 der Eisenstier harrt dieses Winks...
27 Nun bafft vom Rauchrohr Kraftgeschnauf:
28 Nun springt es auf! Nun springt es auf!

29 Und ruhig gleiten und kreisen auf endloser Schiene
30 die treibenden Räder hinaus auf dem blänkernden Band;
31 gemessen und massig die kraftangefüllte Maschine,
32 der schleppende, stampfende Rumpf hinterher...
33 Dahinten – ein dunkler, verschwimmender Punkt,
34 darüber – zerflatternder – Qualm...

Quelle: Gerrit Engelke (1921): *Rhythmus des neuen Europa*. Jena: Kneip, S. 9-11.

Permalink:

<http://www.zeno.org/Literatur/M/Engelke,+Gerrit/Gedichte/Rhythmus+des+neuen+Europa/Lokomotive>. Lizenz: Gemeinfrei.

Gerrit Engelke: **Der Tod im Schacht (1921)**

- 1 Zweihundert Männer sind in den Schacht gefahren.
- 2 Mütter drängen sich oben in Scharen.
- 3 Rauch steigt aus dem Schacht.

- 4 Die Kohlenwälder nachtunten glühen,
5 Urwilde Sonnenfeuer sprühen.
- 6 Rauch steigt aus dem Schacht.

- 7 Retter sind hinab gestiegen;
8 Kamen nicht wieder, sie blieben liegen.
- 9 Rauch steigt aus dem Schacht.

- 10 Der Brandschlund frißt seine Opfer - und lauert.
11 Die brennenden Stollen werden zugemauert.
- 12 Rauch steigt aus dem Schacht.

- 13 Zweihundert waren in den Schacht gefahren.
14 Mütter weinen an leeren Bahren.
- 15 Rauch steigt aus dem Schacht.

Hans Magnus Enzensberger: **Arme Cassandra** (1999)

Sie war die einzige, die es kommen sah, sie
ganz allein: das alles, sagte sie, werde
böse enden. Natürlich
hat ihr kein Mensch geglaubt.

5 Sagenhaft lange her. Aber seitdem

sagen es alle. Ein Blick genügt,
auf die Börsenkurse, den Stau
und die Spätnachrichten. Fragt sich nur,

was „das alles“ bedeutet, und *wann?*

10 Bis dahin natürlich glaubt,

was alle sagen, kein Mensch.

Ein Blick genügt, auf die Zweitwagen, die
Biergärten und die Heiratsanzeigen.

Quelle: Grimm, G.E. (Hrsg.) (2019): *Moderne Lyriker: Benn – Brecht – Enzensberger*.
Baden-Baden, Tectum.

Ludwig Fels

Konsumterror

Ich nehme an
man wird uns eher früher als
später Supermärkte als Religion
verordnen. Man wird uns die

- 5 Funktion
unauffällig zu tragender
Handfeuerwaffen erklären, die
Mündung auf uns gerichtet damit wir ja
kaufen
10 den Lauf schon
eingeschossen bei
ungläubigen Vorgängern.
Man wird verlangen
dass wir uns
15 täglich neu
einkleiden
mindestens sechs Menüs einverleiben.

Quelle: P.C. Mayer-Tasch (Hg.) (1981): *Im Gewitter der Geraden. Deutsche Ökolyrik 1950-1980*. München: Beck.

Ludwig Fels

Wenn dunkelblau der Abend niederschmettert (1988)

Arbeitslos in den Straßen
in denen die Nächte teuer sind ziehst du vor
den Sternen die Mütze sammelst Groschen
im Hut.

5 Und feine Damen drohen dir mit ihrem Schirm der gegen
Sonne schützt, der gegen Regen hilft auf deiner Armut
einen Schatten hinterlässt. Wenn dich die Autos jagen
Schuhe nach dir stoßen

10 bist du schon hinter den Letzten zurück. Wenn blau
der Abend niederschmettert und Würfel über Karten
rollen

schreien deine Kinder die Gasse zusammen. Und
deine Frau klappert

15 das Pflaster vor den Kneipen ab sucht dich,
lockt dich, verkauft sich für dich. Der Schlaf
flieht

wenn du deinesgleichen triffst
zornig vom Betteln und fertig wie nach hundert
20 Überstunden. Arbeitslos in den Straßen vor den
prächtigen Lichtern
kaust du deinen nassen Bart.

Wenn dunkelblau der Abend niederschmettert den Tag
nicht löscht, dann ist der Mor
25 die Erinnerung an einen verlorenen Traum.

Quelle: Karl Otto Conrady (Hrsg.) (2008): *Der große CONRADY. Das Buch deutscher Gedichte*. Düsseldorf, Artemis & Winkler.

Ferdinand Freiligrath (1810-1876)

Ehre der Arbeit

1 Wer den wucht'gen Hammer schwingt,
2 wer im Felde mäht die Aehren,
3 wer ins Mark der Erde dringt,
4 Weib und Kinder zu ernähren, wer
5 stroman den Nachen zieht,
6 wer bei Woll und Werg und Flachse
7 hinterm Webestuhl sich müht,
8 dass sein blonder Junge wachse:
9
10 Jedem Ehre, jedem Preis!
11 Ehre jeder Hand voll Schwielen!
12 Ehre jedem Tropfen Schweiss,
13 der in Hütten fällt und Mühlen!
14 Ehre jeder nassen Stirn
15 hinterm Pfluge!- doch auch dessen,
16 der mit Schädel und mit Hirn
17 hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

Michael Häger

Arbeiten ist toll

Arbeiten ist toll.

Arbeiten – Spaß

Ich mache Arbeiten allein.

Viel Arbeit.

5 Arbeiten ist schön.

Ich habe Bücher gemacht – heute.

Ich muss was tun.

Quelle: Michael Häger: Arbeiten ist toll. *Ohrenkuss*, Ausg. 5, 12/2000.

<https://ohrenkuss.de/ausgaben/56-arbeit.html>, Abruf: 29.10.2023.

Erich Grisar

Die Fabrik (1923)

1 Hingeduckt wie ein Tier,
2 das sein Opfer belauert,
3 liegt die Fabrik
4 und tanzt mit Riesenfängen in den Himmel,
5 den sie zerfetzt,
6 um mit der Glut der Sterne
7 ihre Öfen zu beflammen.
8 Die aber glotzen wie Augen der Hölle.
9 Und ein Maul hat das Untier,
10 riesengroß.
11 Das frisst und schlingt
12 dreimal am Tag:
13 Menschen,
14 unersättlich Menschen
15 und speit aus,
16 dreimal am Tag:
17 Zermürbte Wesen ...

Anja Hegemann

Überstunden (1965)

Die Neonlampe gellt. Du bist noch' hier? Sind
denn die Zeiger aus der Uhr gefallen? Vielleicht
Die Zeit ist zäh. So geht es- allen.
Du wischst gelangweilt vom Kanzleipapier

5 Ein graues Nachtinsekt Sein Flügelstaub
Verbleibt. Wie sonderbar, auf Totem Spuren Von
etwas, das noch lebt. Fern schlagen Uhren. Und
plötzlich fühlst du: Ich. O welch ein Raub.

10 Dann schreibst du weiter. Wechselkonto, Bank.
Vielleicht wird keiner je dies alles lesen.
Die Zeit ist zäh. Ja, solche Stunden: Spesen,
Verbraucht und nicht verbucht. Und niemals Dank.

15 Den Wechsel Dasein unterschriebst du einst.
Noch ungeboren. Jetzt im Lampengrinsen Befallt
es dich: das also sind die Zinsen.
Du legst die Hände ans Gesicht und weinst.

20 Nein, wirf den Rotstift hin und geh nach Haus. Dein
Schritt erschreckt Verliebte, die sich küssen. Der Mond
steht halb. Mit unserm Leben müssen
Wir zahlen, dass wir leben.- Schlaf dich aus,

Denn mehr kannst du nicht tun. Du bist verdammt
Zu deiner späten Rente und zum Alter. Auf
deiner Wange ruhte nachts ein Falter? Wasch ab
die Illusion. Du musst ins Amt.

Quelle: Anja Hegemann (1972): *Atemzeit*. Duisburg, Gilles und Francke.

Karl Henckell: **Berliner Abendbild (1885)**

Wagen rollen in langen Reih´n,
Magisch leuchtet der blaue Schein.
Bannt mich arabische Zaubermacht?
Tageshelle in dunkler Nacht!

5 Hastig huschen Gestalten vorbei,
Keine fragt, wer die andre sei,
Keine fragt dich nach Lust und Schmerz,
Keine horcht auf der andern Herz.
Keine sorgt, ob du krank und schwach,

10 Jede rennt ihrem Glücke nach,
Jede stürzt ohne Rast und Ruh
Der hinrollenden Kugel zu.
Langsam schlend´r ich im Schwarm allein -
Magisch leuchtet der blaue Schein.

15 Kaufmann, Werkmann, Student, Soldat,
Bettler in Fetzen, Dirne im Staat.
Rechnend drängt sich der Kaufmann hin,
Rechnet des Tages Verlust und Gewinn.
Werkmann bebt vor des Winters Not:

20 "Fänd´ich, ach fänd´ich mein täglich Brot!
Hungernd wartet die Kinderschar,
´s ist ein böses Jahr."
Bruder Studio zum Freunde spricht:
"Warte, das Mädels entkommt uns nicht!

25 Siehst du, sie guckt; brillant, famos!
Walter, nun sieh doch - die Taille bloß!"
Steht der Gardist in Positur,
Weil der Hauptmann vorüberfuhr,
Ließ seine Donna im Stich - allein:

30 "Ja, liebste Rosa, Respekt muß sein."
"Blumen, Blumen, o kauft ein Bouquet,
Rosen und Veilchen, duftend und nett!
Bitte, mein Herr, ach so sei´n Sie so gut!"
"Scher dich zum Teufel, du Gassenbrut!

35 Retzow, auf Ehre, wahrer Skandal."
"Unter Kam´raden ganz egal."
"Sehen Sie, bitte! Grandiose Figur, Wirklich
charmant, merveilleuse Frisur." "Echt
garantiert? Doch das macht nichts aus. Hm!

40 Begleiten wir sie zu Haus?"
"Neuestes Extrablatt! Schwurgericht!"
Hei, das drängt sich neugierig dicht.
"So ein Schwindler, ein frecher Hund,
Schlägt erst tot und leugnet es rund."

45 Wie das rasselt, summt und braust!
Wie es mir vor den Ohren saust!
Jahrmarkt des Lebens, so groß - so klein!
Magisch leuchtet der blaue Schein.

Karl Henckell
Das Lied vom Eisenarbeiter

Es stampft und dröhnt mit dumpfem Ton
Und qualmt und raucht ringsum,
Und Mann an Mann in schwerer Fron
An seinem Platze stumm.

5 Der Hammer sinkt, die Esse sprüht,
Das Eisen in der Flamme glüht.

Frühmorgens, wenn der Schlemmer trüg
Auf weichem Pfühl sich reckt,
Macht sich der Lohnsklav auf den Weg,
10 Vom Dampfpiiff aufgeschreckt.

Und Tag für Tag um kargen Sold
Rührt er die rauhe Hand,
Er geizt um Ehre nicht, um Gold
Und all den glatten Tand.

15 Kein süßes Lied berührt sein Ohr,
Durch das die Sorge gellt,
Kein Dichter öffnet ihm das Tor
Zu einer schönern Welt.

Er denkt, der Mensch sei gleich und frei, Ob
20 auch in Schweiß und Ruß -
Der Hochmut rollt an ihm vorbei,
Der Stolz vergällt den Gruß.

Wohl nagt am Herzen weh und wund
Ihm oft sein bittres Los,
25 Dann bricht ein Fluch aus trotzigem Mund,
Verschlungen vom Getos:

„Das ist ein grausam Weltgebot,
Fremd sind sich Herr und Knecht.“
Sein Auge blitzt, sein Feuer lobt:
30 „Allmächtiger, sei gerecht!

Und wenn ein Gott im Himmel nicht
Den Schrei der Not versteht,
Dann stürm herein, du Weltgericht, Wo
alles untergeht!"
35 Der Hammer sinkt, die Esse sprüht,
Das Eisen in der Flamme glüht.

(1884)

Gerd Herholz

die

die ohne arbeit sind die
tragen ein zeichen hinter der
stim sind unsted und flüchtig
sind fremd

5 sprich nicht mit ihnen
ist es ihr schweigen sind
es, ihre augen ihre worte
wovor

fürchtest du dich
10 die ohnearbeitsind
über ihnen liegt ein geruch der
fängt sich schon in
deinem mantel

Quelle: Herholz, Gerd: *auf- und abgesänge. Gedichte*. Krefeld: Sassafras, S. 20.

Dieter Höss

Stur

Der Computer
kennt meine
Schuhgröße. Wo
mich der Schuh drückt,
5 weiß er nicht.

Der Computer kennt
meine Hutnummer.
Warum mir der Hut
hochgeht, kümmert
10 ihn wenig.

Der Computer kennt
meine Kragenweite.
Wann mir der Kragen
platzt, ist ihm egal.

Quelle: Dieter Höss (1985): *Fortschritt der Menschheit*. Freiburg i. Br., Eulen.

Mascha Kaléko

Kolonialwaren–Handlung (1933)

- In jeder kleinen Stadt das gleiche Bild:
Im Fenster Reis und Grieß und
Konfitüren, Ein Mann, der einen Krug
mit Sirup füllt, Und Fliegen, die mit
5 Käsen kokettieren ...
- Neugierig blinzeln dir Korinthen zu.
Der Duft von sauren Gurken weckt
Verlangen. Bonbons in blankem Glas, an
denen du
10 Als Kind oft sehnsuchtsvoll vorbeigegangen.
- Und hinterm Ladentisch die rosige Frau
- Indes die runden Händchen Tüten
wiegen - Verkündet sanft, mit Augen
rollmopsblau:
15 „Das Auszugsmehl ist wiederum gestiegen ...“

Quelle: M. Kaléko (2007): *Das lyrische Stenogrammheft*. Hamburg, Rowohlt.

Mascha Kaléko

Krankgeschrieben

Man liegt im Bett mit einer Halskompressen,
Erschöpft und blaß ist man herauf geschwankt.
Man ist des ganzen Hauses Interesse,
Und jemand sorgt, daß man das Fieber messe.
5 Man fehlt heut im Büro. - Man ist «erkrankt».

Man fühlt sich wohl auf weichen, weißen Kissen.
- Von Zeit zu Zeit tut irgendwo was weh -.
Und diese Schmerzen streicheln das Gewissen,
Heut einmal seine Pflicht nicht tun zu müssen.
10 ... Dies süht man außerdem mit Fliedertee.

Man sieht die Möbel an und die Gardinen.
- Man kennt sein Zimmer nur vom Abend her -. Am
Tage, wenn es hell und lichtbeschiene, Da ist
man irgendwo, um zu verdienen.
15 Und abends gibt es keine Sonne mehr.

Durchs Fenster dringen Stimmen von Passanten
Und der Vormittagslärm von Groß-Berlin.
Man wird besucht von Freunden und Bekannten.
Zweimal am Tage kommen die Verwandten
20 Und dreimal täglich kommt die Medizin ...

So gegen elf hört man die Bolle-Glocken, Zuweilen
läutet's an der Eingangstür.
Ein Reisender empfiehlt uns Mako-Socken.
Vom Hof her klingt des Scherenschleifers Locken
25 Und auch der Leiermann ist wieder hier.

Man liegt im Bett. Und draußen «pulst das Leben»
- Wie es so herrlich in Romanen heißt. Man
hat sich diesem Zwange gern ergeben
Und wird gesund mit leisem Widerstreben, Als
30 wär man in die Kindheit heimgereist ...

Quelle: Mascha Kaléko (1933): *Das lyrische Stenogrammheft*. Hamburg: Rowohlt.

Marie Luise Kaschnitz

Die alten und die neuen Berufe (1970)

5 Der Bäcker der Fleischer der Seiler der
Handschuh- maker der Rikschafahrer der Fischer
der Kupfer- schmied der Ebenist die Hebamme der
Holzfäller der Gefangenenwärter der Henker. Der
Fahrstuhlführer der Raumpilot der Werbefachmann
der Müllplano- loge der Reiseleiter der
Fernsehreporter die Phonoty- pistin der
Herzverpflanze der Programmierer der
Froschmann der Gefangenenwärter der Henker.

Quelle: M.L. Kaschnitz (1995): *Steht noch dahin*. Frankfurt: Insel TB.

Erich Kästner

Die Zeit fährt Auto

Die Städte wachsen. Und die Kurse
steigen. Wenn jemand Geld hat, hat er
auch Kredit. Die Konten reden. Die
Bilanzen schweigen.

5 Die Menschen sperren aus. Die Menschen
streiken. Der Globus dreht sich. Und wir drehn
uns mit.

10 Die Zeit fährt Auto. Doch kein Mensch kann
lenken. Das Leben fliegt wie ein Gehöft vorbei.
Minister sprechen oft vom
Steuersenkten. Wer weiß, ob sie im
Ernste daran denken?
Der Globus dreht sich und geht nicht entzwei.

15 Die Käufer kaufen. Und die Händler
werben. Das Geld kursiert, als sei das seine
Pflicht. Fabriken wachsen. Und Fabriken
sterben.
Was gestern war, geht heute schon in
Scherben. Der Globus dreht sich. Doch man
sieht es nicht.

Quelle: Erich Kästner (1966). *Kästner für Erwachsene*. Frankfurt: Fischer, S. 30.

Ursula Krechel

Der Anfang des Wochenendes

Während ich im Supermarkt einer
Frau die Vorderräder des
Einkaufswagens auf die Fersen
schiebe, fahre ich auch meinen Kopf
5 spazieren.

Im Wald der Konservendosen suche ich
Blaubeeren und die Erinnerung an die kleine Lust
auf einen trockenen, dünnen Fichtenast zu treten.
Während du daheim die Kühlschranktür zuschnappen

10 lässt wieder das kindliche Gefühl
das ich auch beim Aufwachen habe
wenn mich im Traum jemand geschlagen hat.
Freitagnachmittags läppert sich das Glück
zusammen aus prallen Einkaufstüten, aus Flaschen
15 Kisten, Kartons. Komm!

Wir setzen uns im Flur auf den Teppich
und fliegen mit unseren Hoffnungen davon.

Quelle: U. Krechel (1977): *Nach Mainz! Gedichte*. Darmstadt: Luchterhand.

Günter Kunert

Mutation

Steine wachsen aus der Erde,
wo eben noch Brot keimte
Wälder atmeten
wo der einsame Falter seinesgleichen

5 suchend über das Gras strich:
Steine und immer mehr

Kein Erinnern
an die schlaftiefen Schatten
an die Gnade der Blätter
10 unbemerkt ihr Verschwinden
ihr Nachlass:
Ein fahles Reich aus Sand

Immer mehr erheben
ihre Schädel ohne Gesicht
15 aus diesem Boden
solche wie wir

Quelle: Fingerhut, Margret; Fingerhut, Karlheinz (1984): *Naturlyrik. Ein Arbeitsbuch.*
Frankfurt am Main: Diesterweg, S. 107.

Heinz Rudolf Kunze

Held Der Arbeit

Arbeiter!
Fasse dir an die eigene Nase
und TANZ!
Ein Wunsch wird wahr im Takt der Plaene
5 Hammer Sichel Hobel Spaene
Seit an Seit im Beat vereint
wo keiner tanzt da steht der Feind
Held der Arbeit
Lohnempfaenger
10 kleiner deutscher Mann
Wer sagt? Wer hoert? Und was ist Trumpf?
Und wer fliegt raus? Und wann?
Arbeiter!
Mit heißem Herzen diene
15 der Party!
Dancefloorfragen sind Machtfragen
Weitersagen! Weitersagen!
Disziplin ist mehr als Drill
zuerst "Ich muss" und dann "Ich will"
20 Held der Arbeit
Endverbraucher
klaust dir selbst den Krieg
Klassenfreund
Errungenschaftler
25 kaust an deinem Sieg
Proletarisch patriotisch
solidarisch vollidiotisch
bunten Fremden aufzulauern
schmeckt den Arbeitern und Bauern
30 Schwarz Rot Gold die besten
Plaetze weisse Weste weisse Hetze
Verteidige was das Volk erschuf
von Sieg zu Sieg im gleichen Groove
manchmal wird dir schwarz und schuel
35 der Feind verwirrt dir dein Gefuehl ...
Arbeiter!
Gibt's dich
auch noch?!
Held der
40 Arbeit
Schattenboxer
Saubermann, was nun?
Alle Fahnen eingerollt
und nichts bleibt mehr zu tun

Quelle: Heinz Rudolf Kunze, Heiner Lürig (1992): *Draufgänger* (Album).
Rangsdorf: Kunze Musik.

Michaela Koenig

Arbeit bringt mir Anerkennung

- Arbeit ist aufregend,
Arbeit macht Freude.
Arbeit bringt mir Geld,
Arbeit macht mich selbstständig.
- 5 Arbeit macht manchmal müde,
Arbeit ist lustig.
Arbeit füllt mein Leben aus,
Arbeit bringt mir Anerkennung.
Arbeit kann auch kränken,
- 10 Menschen ohne Arbeit sind sehr arm
und sie tun mir von Herzen leid.

Quelle: <http://www.ohrenkuss.de/heft/nr05/gedichte/2000>.

Kurt Küther

Im Betrieb (1961)

Ich ziehe die Gesellschaftsjacke aus, streife
den Betriebsrock über,
bin nicht mehr Ehemann und Vater.
Hinter der Stempeluhr gilt ein anderes Gesetz.

5 Doch ich erinnere mich:

Grundgesetz, Artikel eins:
„Die Würde des Menschen ist unantastbar.“
Das ist hier die Frage.

Quelle: Theodor Karst (Hrsg.) (1974): *Texte aus der Arbeitswelt seit 1961*. Stuttgart:
Reclam.

Heinrich Lersch

Mensch im Eisen

Mein Tagwerk ist: im engen Kesselrohr
bei kleinem Glühlicht knieend krumm zu sitzen,
an Nieten hämmernd in der Hitze schwitzen.
Verrußt sind Aug und Haar und Ohr –

5 Als wär ich nur ein kleiner Schlagmotor,
so lass ich meine Arme federnd flitzen.
Die glühnde Luft sticht wie mit giftigen Spitzen:
immer von neuem bricht der Schweiß hervor...

10 O Mensch ! Wo bist du? Wie ein Käfertier
im Bernstein eingeschlossen hockst du rings im Eisen, Eisen
umpanzert dich in schließendem Gewirr.

Im Auge rast die Seele, arm und irr,
Heimweh heult wahnsinnswild, weint süße Weisen
nach Liebe, Glück – nach dir!

15 So schrei doch, Mensch, im Eisen!

(1924)

Quelle: Lersch, Heinrich (1925): *Mensch im Eisen. Gesänge von Volk und Werk.*
Berlin: Deutsche Buch-Gemeinschaft.

Peter Maiwald

Die Frau des Arbeitslosen

Mein Mann ging mir verloren.
Mein Mann ging zur Fabrik
Er ist sehr früh gegangen
und kam sehr spät zurück.

5 Und der zurückkam war nicht
der Mann, den ich gekannt.
Die Hand, die mich berührte,
das war nicht seine Hand.

10 Der Mund, der meinen küsste, der
schmeckte kalt nach Rauch. Und
was der Mann mir sagte, das
sagen andre auch.

15 Die Augen, die ich liebte,
die sahen mich nicht an.
Und der mich trug vor Tagen
war jetzt ein schwacher Mann.

20 Die Wohnung für uns beide
die war nun riesengroß.
Die Dinge, die wir hatten,
waren die Dinge bloß.

Mein Mann ging mir verloren.
Mein Mann kam mir ganz fremd.
Wir liegen nachts in Betten,
als lägen wir im Hemd. (1977)

Quelle: Peter Maiwald (1984): *Balladen von Samstag auf Sonntag. Gedichte.*
Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.

Hans Manz

Die Wahl

Menschen machen Maschinen.
Mehr Menschen machen mehr Maschinen.
Weniger Menschen machen mehr
5 Maschinen. Weniger Menschen machen
mehr Maschinen, um mehr Mensch zu sein.
Mehr und mehr Menschen machen
Maschinen, um weniger und weniger
Mensch zu sein.
10 Mehr und mehr Menschen machen
Maschinen, um mehr und mehr Maschine
und weniger Mensch zu sein.
Weniger Menschen machen mehr
Maschinen, um mehr Mensch,
und weniger Maschine zu sein.

Quelle: Hans Manz (1991): *Die Welt der Wörter*. Weinheim und Basel: Beltz, S. 102.

Alfons Petzold

Der Arbeitslose

Staub auf den Schuhen und auf der getretenen Seele,
schleicht er den Weg der stummen Vergrollten dahin,
springt ihm kein fröhliches Wort aus der trockenen Kehle;
Suche nach Arbeit drückt seinen grübelnden Sinn.

5 Seine Tage sind dunkel, die Sonne verhüllen
gradampfende Nebel. Er hebt nicht die Blicke empor.
Die Klänge der Arbeit, die alle Straßen erfüllen, brausen
um ihn wie ein hohnvoll spottender Chor.

10 Wie doch die Stunden in quälendem Hoffen sich dehnen,
indes ihn vorwärtspeitscht die hungernde Not.
Er klopft an die Türen, dahinter die Hämmer dröhnen, all
seine Sinne schreien nach Arbeit und Brot.

Alles umsonst. Der Taglauf beugt sich dem Ende.
Wiederum nichts. Seine Lippen flüstern es matt.
15 Er schaut im Hass auf die schwielenbedeckten Hände und
schleicht hinaus auf das lehmige Feld vor der Stadt.

(1912)

Alfons Petzold

Die Teilnahmslosen

Da stehen sie und regen schwer die Glieder
In den durchdampften Räumen der Fabrik.
Ein jeder senkt auf seine Arbeit nieder
Den noterstarten, teilnahmslosen Blick.

5 Sie sind nicht Menschen mehr, sind nur Maschinen,
Die in dem vorgeschrieb'nen Stundenkreis
Sich drehen müssen, ohne dass von ihnen
Nur einer seine Kraft zu schätzen weiß.

10 Sie können nimmer ihre Hände spannen
Nach ihrer Tage mühevollen Tun
Um eigne Werke; was sie je begannen,
Muß halbvollendet tot im Dunkeln ruh'n.

15 Sie schaffen abertausend Gegenstände,
Sie machen viele Dinge stark und groß;
Doch ist nicht Gott im Regen ihrer Hände,
Und was von ihnen kommt, ist seelenlos.

(1922)

Lieselotte Rauner

Herrenjahre

Der Chef hat
Abteilungsleiter unter
sich die Abteilungsleiter
haben Angestellte unter
5 sich
die Angestellten haben
Lehrlinge unter
sich die Lehrlinge
haben Jahre vor
10 sich in denen sie
lernen
daß Lehrjahre keine
Herrenjahre alle anderen sind
die sie über sich haben

Quelle: Thomas Rother (Hrsg.) (1971): *Schrauben haben Rechtsgewinde*.
Düsseldorf, Schwann, S. 35.

Josef Reding

herr brockstiepel bleibt bei lehrling

das mit den
auszubildenden
ist alles
einbildung sagt
5 herr
brockstiepel.
Für mich
bleibt ein
Lehrling ein
10 lehrling
und lehrjahre
sind keine
herrenjahre
sondern auch
15 huundeausführjahre
und
bierholjahre und
ausfegejahre
und
20 zähnezusammenbeißjahre
und kräftige ohrfeigenjahre
und so wird
man ein
mensch
25 wie ich

Quelle: Josef Reding (2001): *Asphaltgebete*. Würzburg: Echter.

Roman Ritter

Das Bürofenster

- Ich drehe mich am Schreibtisch
um und sehe durch das Fenster
ein paar Kastanienäste,
ein Stück Rasen mit
5 Buschwerk und den Stamm
einer Linde.
- Ich gehe zum Fenster
und sehe draußen die Linde,
die Äste leicht vom Wind
10 bewegt, den Rasen, der so grün
ist,
dass man beinah lachen muss,
und die große Kastanie, durch deren
Blätter man in die Sonne sehen kann.
15 Dort drüben blüht ein Busch.
- Ich öffne das Fenster und lehne mich
hinaus, spüre die Wärme und rieche den
Flieder.
- Auf diesen Rasen,
20 der sicher weich ist wie ein Fell,
könnte man sich in die Sonne legen,
lesen, herumschmusen,
nichts
tun,
25 essen,
Fußball spielen.
- Der Chef sieht nicht gern, wenn
man am Fenster steht und
hinausschaut. Ich gehe zu meinem
30 Schreibtisch zurück.
- Wenn der Hausmeister die Hecke
beschneidet kann man von den
herabgefallenen Zweigen ein paar in die
Vase stellen,
35 die auf dem Büroschrank steht.

Quelle: Jan Hans u. a. (Hrsg.) (1978): *Lyrik-Katalog BRD. Gedichte, Biographien, Statements*. München: Goldmann, S. 273.

Henrik Rost

Ode auf das Smartphone

„Woher weiß man, ob jemand ein iPhone hat? Er zeigt es einem.“

Der Arbeitstag ist lang
und es spielt damit, dass jemand
anrufen könnte.

Unsere Sinne sind erweitert

5 um seine berührungsempfindliche Realität –
als letzte Grenze die Akkus.

Es kann aufgerüstet werden,
die Revolte als App,
aber es erklärt keinen Krieg,

10 der nicht längst die Dinge bebildert:

Despoten geraten global unters Volk.

Es lebt von den Infos und Mauscheleien:

Daumen rauf, Daumen runter.

Ein jeder schuftet hart

15 für so viel Naivität,

und wir kehren zurück in höchste Auflösung.

Was wir wollen,

wird gespeichert auf Vorrat.

Wenn wir Nachts endlich einnicken,

20 liefert es Bestellungen

ans Universum.

Quelle: Henrik Rost: *Ode auf das Smartphone*. 2015.
<https://www.zeit.de/2011/51/P-Lyrik51-Rost>.

Friedrich Schiller

Würde des Menschen (1796)

Nichts mehr davon, ich bitt euch. Zu essen gebt ihm, zu wohnen. Habt
ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst.

Hinweis:

Epigramm (Sinngedicht), bestehend aus einem Distichon (Zweizeiler): Hexameter +
Pentameter

Quelle: Friedrich Schiller: „Würde des Menschen“.
<https://www.aporismen.de/zitat/83836>, Abruf: 29.10.2023.

Mathias Schreiber

Fließband (1970)

Ich stehe am Fließband
wo es hinläuft
weiß der Teufel
ob die Schrauben, die ich drehe
5 für Wasserhähne oder Daumen
sind, Pausen gibt es
nicht, nur flatternde
Finger, die greifen nach Schrauben
und Leere, zerreißen
10 die Stunden zu Lohn.

Ich stehe am Fließband
und schweiße die Teile zu
Röhren zusammen
in die ich dann gucke
15 ich schweiße die Röhren
wer weiß wohin ich schweiße
die Sehnsucht ins Eisen ich schweiße
am Fließband die Bänder nehmen
den Atem mir weg
20 das Fließband das zieht mich
das zieht mich noch aus
dann fließ ich auf Bändern
dann nimmt mich das Fließband
und gießt mich ich fließe
25 ich fließe
dann aus.

Quelle: Karl Otto Conrady (Hrsg.) (2008): *Der große CONRADY. Das Buch deutscher Gedichte*. Düsseldorf: Artemis & Winkler.

Robert Seidel

Humane Zeit (1895)

Humane Zeit, humane Sitten –
Gesetze schützen selbst das
Vieh; ein jeder Hund ist
wohlgelitten,
5 ein ganzer Mensch dagegen nie.

Humaner Staat, humane Bürger –
erlaubt sind höchstens sechs
Prozent; doch edler Herr ist jeder
Würger,
10 der an der Börse raubt und brennt.

Humaner Sinn, humanes Streben –
die Wissenschaft häuft Sieg auf
Sieg; sie hält die Kranken lang am
Leben und schlägt Gesunde tot im
15 Krieg.

Humane Herrn, humane Damen –
sie tanzen für der Armen Not
und ernten von der Arbeit
Samen der Millionäre saures
20 Brot.

Humanes Denken, Reden, Schreiben –
du eitler Firnis einer Welt,
wo höchste Kunst ist: Kurse
treiben, und höchste Tugend: Geld,
25 viel Geld.

Quelle: Heinz Ludwig Arnold (Hrsg.) (2003): *Arbeiterlyrik 1842-1932*. Berlin:
Parthas.

Schnee im Büro (1976)

Eine gewisse Sehnsucht nach Palmen. Hier ist es kalt,
aber nicht nur. Deine Küsse
am Morgen sind wenig, später sitze ich acht
Stunden hier im Büro. Auch du
5 bist eingesperrt, und wir dürfen nicht miteinander
telefonieren. Den Hörer abnehmen und lauschen?
Telefon, warum schlägt
dein Puls nur für andere? Jemand fragt:
„Wie geht's?“, wartet die Antwort nicht ab und ist aus
10 dem Zimmer.
Was kann Liebe bewegen? Ich berechne Preise und werde
berechnet. All die Ersatzteile, die Kesselglieder, Ölbrenner,
sie gehen
15 durch meinen Kopf als Zahlen, weiter nichts. Und ich
gehe durch jemand hindurch
als Zahl. Aber am Abend komme ich zu dir mit allem,
was ich bin. Lese von Wissenschaftlern: auch die
Liebe ist ein Produktionsverhältnis. Und wo sind
die Palmen? Die Palmen zeigen sich am Strand einer
20 Ansichtskarte, wir liegen auf dem Rücken und betrachten
sie. Am Morgen kehren wir
ins Büro zurück, jeder an seinen Platz. Er hat eine
Nummer, wie das Telefon.

Quelle: Jürgen Baumann u.a. (Hrsg.) (2003): *Deutsch vernetzt: Literatur und Medien Verlag Moritz*. Frankfurt a.M.: Diesterweg, S. 155.

Jürgen Theobaldy

Was sie hergab

Wiesen, satte Matten über die Erde gelegt,
das leichte Wort „hügelan“, in das
der Regen ohne Botschaft weht.

Stapel von Holz unterm Schindeldach,

- 5 „Kunststoff GmbH“ an der Wand,
leuchte, Schrift, o leichte Schrift.
Wolken zerlaufen, der Traktor ist
Auf dem Feld zusammengebrochen
Und wächst in den Boden hinein.

- 10 Die Natur erhält, was sie hergab,
vergiftet zurück, die glimmende Schrift.

Quelle: Fingerhut, Margret; Fingerhut, Karlheinz (1984): *Naturlyrik. Ein Arbeitsbuch*. Frankfurt am Main: Diesterweg, S. 106.

Artur Troppmann

Ich (1970)

bin ich
mit Maschinen
länger zusammen
als mit meiner Frau

5 hab ich
Werkstücke länger in Händen
als meine Kinder

10 versteh ich
von Metall mehr als
von Menschen

Quelle: Artur Troppmann (1975): *Zahltag*. Oberhausen: Assoverlag.

Kurt Tucholsky

Deutscher Abend (1914)

Nun gönnt die Firma stillen Abendfrieden
Dem Arbeitsmann, den Mädels, dem Kommiss –
Nun sitzt ganz Deutschland um den runden,
lieben Gedeckten Tisch und sieht aufs Visavis.

5 Da liegt das Land: ganz schwarz und blau und
dunkel. Es klirrt der Wind im Telegraphendraht.
Ein gelbes Fenster grüßt dich mit
Gefunkel: Hier spielt der Förster seinen
Dauerskat.

10 Man hebt die Zeitung, lässt sie wieder
sinken, die Welt, ihr Lieben, geht den alten
Lauf – hieraufbezüglich kann man einen
trinken,
die Pfeife qualmt, nun steigt der Mond herauf.

15 Und hundert Mimen spreizen ihre
Glieder, und hundert Bürger füllen sich
mit Bier...
und hundert Mädchen summen kleine
Lieder, denn morgen, morgen muss er fort
20 von hier.

O Herr, so weit wir hieneden krauchen,
so segne Land und Leute und Kompott.
Verlass dich drauf: Wir könnens
brauchen, wir könnens brauchen, lieber
25 Gott!

Quelle: Mary Gold Tucholsky (1975): *Tucholsky Gesammelte Werke in zehn Bänden*. Band 1. Hamburg: Reinbek, S. 196-197.
(Erstmals erschienen unter dem Pseudonym Theobald Tiger in: *Die Schaubühne*, 02.04.1914, Nr. 14, S. 397.)

Arbeit tut not! (1925)

Es raucht der Schlot. Sirene gellt.
Arbeit tobt durch die deutsche Welt:
Noch mehr Tender -!

5 Graumorgens taumelt, lungenkrank,
der Mann aus seinem Menschenschrank. Die
Pfeife hetzt zum Eingangstor, Kontrolluhr,
Wächter und Hund davor ... Noch mehr
Tender! Noch mehr Automobile!

10 Der Stumpfsinn treibt die Transmission.
Wir haben auch einen Leitspruch schon:
Arbeit tut not!

Die Fräser surren,
Hämmer hämmern, die Sägen schnurren ...
Noch mehr Tender! Noch mehr Automobile!
15 Noch mehr Zangen! Noch mehr Spatenstiele!

Grau stickt Büroluft alle Lungen.
Hier hockt die Jugend; hier sitzen die Jungen.
Rabatte gellen durchs Telefon -
es klappert Underwood und Cohn:

20 Noch mehr Tender! Noch mehr Automobile!
Noch mehr Zangen! Noch mehr Spatenstiele!
Noch mehr Aktien! Noch mehr Industrie!
Und alles made in Germany!

25 Waren! An Waren profitieren!
Waren sinnlos produzieren!
Will einer sie haben? Kann einer kaufen?
Unser Land soll in Waren versaufen!
Klopfen, hämmern, schneiden und weben –
eine Kleinigkeit fehlt: das Leben.

30 Kleben, kochen, färben und braten -
Kinder, macht Kinder! der Staat braucht Soldaten!
Sind die Gräben einst voll, sinds die Gräber auch -
das ist des Landes so der Brauch.

35 Produziert Kinder! Unentwegt!
Sie werden euch später in Kalk gelegt.
Das ist Wirtschaftspolitik.

Und es bläst die Militärmusik:
Noch mehr Granaten! Noch mehr Automobile!
Noch mehr Kinder! Noch mehr Spatenstiele!
40 Noch mehr Bleche! Noch mehr Krane!
Noch mehr Werften! Noch mehr Vulkane!
In die Welt gepreßt bis zum Börsensieg -
Und wenn sie nicht wollen, macht Deutschland
Krieg!

45 Wer wird uns den rasenden Kaufmann bezwingen -?
Arbeit tut not:
Die Masse wirds bringen.

Kurt Tucholsky

Eine Frage

Da stehn die Werkmeister - Mann für
Mann. Der Direktor spricht und sieht sie
an:

" Was heißt hier

5 Gewerkschaft! Was heißt hier
Beschwerden!
Es muß viel mehr gearbeitet werden!
Produktionssteigerung! Daß die Räder sich
drehn!"

10 Eine einzige kleine
Frage: Für wen?

Ihr sagt: Die Maschinen müssen
laufen. Wer soll sich eure Ware denn
kaufen?

15 Eure Angestellten? Denen habt ihr bis
jetzt das Gehalt wo ihr konntet
heruntergesetzt. Und die Waren sind im
Süden und Norden deshalb auch nicht
billiger geworden

20 Und immer sollen die Räder sich
drehn... Für wen?

Für wen die Plakate und die
Reklamen? Für wen die Autos und
Bilderrahmen?

25 Für wen die Krawatten? Die gläsernen
Schalen? Eure Arbeiter können das nicht
bezahlen.

Etwas die der andern? Für solche
Fälle habt ihr doch eure Trusts und

30 Kartelle! Ihr sagt: Die Wirtschaft
müsse bestehn.

Eine schöne
Wirtschaft! Für wen?
Für wen?

35 Das laufende Band das sich
weitschiebt liefert Waren für Kunden
die es nicht gibt.

Ihr habt durch Entlassung und Lohnabzug
sacht eure eigene Kundschaft kaputt gemacht.

40 Denn Deutschland besteht - Millionäre sind
selten - aus Arbeitern und Angestellten!
Und eure Bilanz zeigt mit einem
Male einen Saldo mortale.

Während Millionen stempeln

45 gehn. Die wissen für wen.

(1931)

Kurt Tucholsky (1930)

Die Freie Wirtschaft

Ihr sollt die verfluchten Tarife abbauen. Ihr
sollt auf Euren Direktor vertrauen.
Ihr sollt die Schlichtungsausschüsse verlassen.
Ihr sollt alles weiter dem Chef überlassen.
5 Kein Betriebsrat quatsche uns mehr herein.
Wir wollen freie Wirtschaftler sein! Wir diktieren
die Preise und die Verträge-
Kein Schutzgesetz sei uns im Wege.
Ihr braucht keine Heime für Eure Lungen, keine
10 Renten und Versicherungen.
Ihr sollt Euch allesamt was schämen,
von dem armen Staat auch noch Geld zu nehmen!
Ihr sollt nicht mehr zusammenstehen- Wollt
Ihr wohl auseinander gehen!
15 Ihr sagt: Die Wirtschaft müsse bestehen. Eine
schöne Wirtschaft! Für wen? Für wen? Das
laufende Band, das sich weiterschiebt, liefert
Waren für Kunden, die es nicht gibt.
Ihr habt durch Entlassung und Lohnabzug sacht Eure
20 eigene Kundschaft kaputtgemacht. Denn
Deutschland besteht -
Millionäre sind selten - aus
Arbeitern und Angestellten!
Und Eure Bilanz zeigt mit einem Male
25 einen Saldo mortale.
Während Millionen stempeln gehen.
Die wissen, für wen!

Zehn kleine Arbeitnehmer

Zehn kleine Arbeitnehmer
gingen, Kunden zu betreu'n
der Service wurde eingeschränkt
waren es noch neun

Neun kleine Arbeitnehmer
haben ihren Job gemacht,
einen hat man eingespart
da waren es noch acht

Acht kleine Arbeitnehmer
mussten Überstunden schieben
so wurde einer kompensiert
da waren es noch sieben

Sieben kleine Arbeitnehmer,
die Aufgabe war komplex,
"zu viele Köche verderben den Brei"
schwupps da waren es noch sechs

Sechs kleine Arbeitnehmer,
haben da drüber laut geschimpft
einer wurde rausgeschmissen
da waren sie noch zu fünf

Fünf kleine Arbeitnehmer
wurden ganz neu strukturiert,
ein Platz, der wurde so gestrichen,
da waren sie noch zu viert

Vier kleine Arbeitnehmer
wurden verlagert nach Tschechei,
einer ging nicht mit nach drüben
da waren es noch drei

Drei kleine Arbeitnehmer
empfanden das als Schweinerei,
einer zog die Konsequenzen,
da waren es noch zwei

Zwei kleine Arbeitnehmer,
reichten ihre Rente ein,
Planstelle wurd' gleich gestrichen,
jetzt war einer ganz allein

Ein kleiner Arbeitnehmer,
wollte nicht nach Polen geh'n.
Er traf die anderern vor'm Arbeitsamt,
da waren's wieder zehn

Zehn kleine Vorstandsbesse

Zehn kleine Vorstandsbesse
wollten Aktien steigen sehn
das Personal ward reduziert da
vom Vorstand blieben zehn

Zehn kleine Vorstandsbesse
wollten die Kostenschraube dreh'n
Personal ward eingespart
vom Vorstand blieben zehn

Zehn kleine Vorstandsbesse
sassen in der Kostenfalle,
ein Mitarbeiter musste gehen,
vom Vorstand blieben alle

Zehn kleine Vorstandsbesse
die sparten Kostengelder
Das Weihnachtsgeld wurd' weggekü
doch nicht beim Vorstand selber

Zehn kleine Vorstandsbesse,
hatten für acht nur ein Ressort,
doch das hat sie nicht gestört,
zehn blieben's wie zuvor

Zehn kleine Vorstandsbesse
wollten vieles umgestalten,
es wurde kräftig umstrukturiert
beim Vorstand blieb's beim alten

Zehn kleine Vorstandsbesse
verlagern alles nach dem Osten,
nur eines blieb im deutschen Land
das war'n zehn Vorstandsposten

Zehn kleine Vorstandsbesse
tagten mit dem Aufsichtsrat,
dafür flog man kurz nach HongKong
jaja, wer hat der hat

Zehn kleine Vorstandsbesse,
einer musst in Rente geh'n, 'ne
ein neuer kam vom Aufsichtsrat
da waren's wieder mal zehn

Zehn kleine Vorstandsbesse
haben die Firma so saniert
und bei dem folgenden Verkauf
noch kräftig abkassier

Georg Weerth

Arbeite (1844)

Du Mann im schlechten blauen
Kittel, Arbeite! Schaffe Salz und
Brot! Arbeite! Arbeit ist ein Mittel,
Probat für Pestilenz und Not.

- 5 Arbeite! Rühre deine Arme!
Arbeite sechzehn Stunden so!
Arbeite! Nachts ja lacht das
warme, Das Lager dir von faulem
Stroh.
- 10 Arbeite! Hast ja straffe Sehnen.
Arbeite! Denk, mit schwangerem
Leib Harrt in der Hütte dein mit
Tränen
Ein schönes leichenbleiches Weib.
- 15 Arbeite! Gleich der Stirn der
Rinder Ist ja die deine breit und
dick. Arbeite! Deine nackten
Kinder,
Die küssen dich, kehrst du zurück.
- 20 Arbeite bis die Adern klopfen!
Arbeite bis die Rippe kracht!
Arbeite bis die Schläfen
tropfen - Du bist zur Arbeit ja
gemacht!
- 25 Arbeite bis die Sinne
schwinden! Arbeite bis die Kraft
versiegt! Arbeite! - Wirst ja
Ruhe finden, Wenn dein Gebein
im Grabe liegt.

Worterklärung:

„Probat für Pestilenz und Not“: geeignet im Falle von Pest- und Notsituationen

Wie es die Kollegin macht, ist es falsch (1973)

Gibt sie ihre Kinder in die Kinderkrippe –
ist sie eine Rabenmutter,
bleibt sie zu Hause –
verkommt sie hinter dem Kochtopf.

5 Leistet sie viel –
verliert sie ihren Charme,
leistet sie wenig –
ihre Stellung.

Verwendet sie Make-up –
10 trägt sie „Kriegsbemalung“,
verwendet sie keines –
vernachlässigt sie ihr Äußeres.

Verrichtet sie anspruchslos Arbeit –
15 hat sie keinen Ehrgeiz,
erfüllt sie qualifizierte Aufgaben –
ist sie mit ihrem Beruf verheiratet.

Hat sie studiert –
ist sie ein Blaustrumpf,
20 hat sie promoviert –
mußte sie ihren Doktor selber machen.

Zeigt sie ihre Gefühle –
ist sie eine Heulsuse,
beherrscht sie sich –
25 ist sie ein Eisberg.

Ist sie mit 25 noch ledig –
kriegt sie keinen mehr mit,
ist sie mit 19 schon verheiratet –
mußte sie wohl.

30 Ist sie hilfsbereit –
wird sie ausgenutzt,
kümmert sie sich nur um ihre eigene Arbeit
ist sie unkollegial.

Ist sie sehr attraktiv –

35 hält sie die Kollegen von der Arbeit ab,
ist sie es nicht –
kümmert sich keiner um sie.

Wirkt sie temperamentvoll –

„ist sie nicht zu halten“,
40 wirkt sie ruhig und besonnen –
fehlt ihr der „Pfeffer“.

Ist sie intelligent –

darf sie das nicht zeigen,
ist sie es nicht –
45 muß sie wenigstens hübsch sein.

Kommt sie trotz Grippe ins Büro –

steckt sie nur die anderen an,
bleibt sie zu Hause –
legt sie sich mit jeder Kleinigkeit ins Bett.

50 Trägt sie „mini“ –
stört sie den Arbeitsfrieden,
trägt sie „maxi“ –
hat sie wohl krumme Beine.

Ist sie montags müde –

55 lästert man,
ist sie taufrisch –
lästert man auch.

Geht sie gerne aus –

ist sie ein Playgirl,
60 bleibt sie zu Hause –
gilt sie als Mauerblümchen.

Ist sie trinkfest –

„säuft sie alle Männer unter den Tisch“,
verträgt sie nichts –
65 ist nichts mit ihr anzufangen.

Quelle: Arbeitskreis Emanzipation Bonn (1973): *Werkkreis Literatur der Arbeitswelt. Liebe Kollegin*. Frankfurt am Main, S.45 f.

J.G. Wind: **Arbeit**

„Arbeit! Du edle Tugend!
Du Erheberin meiner Hände zu gerichtetem Tun!
Du gerechte Zeitvertreiberin!“

- Arbeit! Du mistiger Fetzen!
5 Du Ausbeuterin des Lebens!
Unwürdige!
Heb dich hinfort
in deinem jämmerlichen Fetzenkleid mit Namen Kittel!
Zerstörender Träume!
10 Du alberner Realitätsbaustein!

Arbeit! Mit nassem Putzlump will ich wieder und wieder
dir in die ausdruckslose Fresse klatschen,
dass das Handwerkszeug dir aus den Skelettfingern rollt!
Für die Hure Geld soll ich deinem Schuftten folgen? .

- 15 Arbeit! Du Schlampe!
Arbeit! Du Saulumpen!
Arbeit! Du
Sklavenschinder!
Arbeit! Du Rotzhadern, o du elendiger!

Doch du

- 20 O Faulheit! Du Göttin der Schönheit,
du Zeugin des stillen Scheinens der Sonne,
dir will ich einzig huldigen mein Leben lang!
In der Tonne lieg ich mit dir
und ergründe sinnleer die Weit
25. in sich drehenden Gedanken
bis zu meinem oder ihrem, der Welt, Tode!
Nichts will ich tun, als einzig dir folgen,
dir, Faulheit!

- Arbeit! Fahr zur Hölle, du rastloser Teufel!
30 Faulheit! Dir meinen Lorbeerkranz
und der Weit deinen Frieden!
(Gähn!)

Rotzhadern (Z. 18):

In der Tonne lieg ich (Z. 23):

Schnupftuch, Stofftaschentuch

Anspielung auf den griechischen Philosophen

Diogenes von Sinope, der nach einer Anekdote in
einer Tonne gelebt haben soll.

Quelle: J.G. Wind (2004): *Arbeit*. Kunstnet. <https://www.kunstnet.de/thema/5034-arbeit-gedicht-von-jgwind>, Abruf: 29.10.2023.

Zusatzinformation: J. G. Wind veröffentlichte sein Gedicht am 01.01.2004 auf kunstnet als Anonymous; das Gedicht wurde 2004 von THE KATJA ESSTEIN REVIVAL BAND vertont.

Wir Sind Helden:
(Ode) An Die Arbeit (2007)

Sag mal - Du hast doch grade nichts zu tun
Erklär mir Arbeit -
Arbeit? Ja.

Arbeit mein Freund
5 - Das wird Arbeit

Na los

Na gut:
Also was das Schaf da mit dem Gras
macht: Keine Arbeit - Ach?

10 Was man später mit dem Schaf
macht: Das ist Arbeit - Aha
Generell alles was Spaß macht:
Keine Arbeit - Och
Generell was man im Gras macht:
15 Keine Arbeit - Ach so

(Chorus:)

Wir singen:
Ohne Arbeit wär das Leben öde
Also sing ich müde meine kleine Ode
20 An die Arbeit

Und die Lilien auf dem Feld haben:
Keine Arbeit - Na ja, aber
Sie haben kein Ziel, Jens, haben kein Geld, haben
keine Arbeit – Das geb ich ja auch zu, aber

25 Aber wer das Feld bestellt hat
der hat Arbeit - Hm
Und wenn die Welt kein Feld bestellt hat?
Trotzdem Arbeit
Und wenn man ein Zelt auf dieses Feld stellt?
30 Keine Arbeit - Oh
Aber wer am Morgen vor dem Zelt bellt:
Der hat Arbeit - Ach
Ein Hund hat Arbeit?
Ja, der Hund hat Arbeit

35 (Chorus)
(Chorus)

An die Arbeit!
Los und eins und zwei
und eins und zwei und: Fertig

40 An die Arbeit!
Los und eins und zwei
und eins und zwei und:

- Du bist Preußen!
Eins und zwei und eins und
45 zwei und eins und zwei und:
Fertig
An die Arbeit!
Los und eins und zwei
und eins und zwei und: Schluss
- 50 Wofür man morgens aus dem Bett fällt:
Das ist Arbeit - Okay, das hab ich verstanden
Wer sein Abdomen sich zum Brett
stählt: Das ist Arbeit - Aber das
tut doch weh
- 55 Also der Atlas, der die Welt hält:
Der hat Arbeit - Ach jetzt hör aber mal auf
Wer einen Atlas für die Welt
hält der hat - ?
Und der den Stein da auf den Berg
60 rollt: Der hat Arbeit - Jau
Wer sein Bein hebt, übern Berg
tollt: Keine Arbeit -
Ja, aber Moment mal, was ist mit dem Hund -
? Nein, der Hund macht Arbeit
- 65 Ah ja -

(Chorus)
(Chorus)

- An die Arbeit!
Los und eins und zwei
70 und eins und zwei und: Fertig
- Wer ein Haus baut, einen Baum
pflanzt der hat Arbeit - Ja, ist klar
Aber wer aus dem Haus
schaut, um den Baum tanzt
75 der macht Arbeit... Na ja, aber wenn...

Jetzt reicht's aber, ihr
beiden: An die Arbeit!

Quelle: Wir sind Helden (2007): *Soundso*. Album. <https://genius.com/Wir-sind-helden-ode-an-die-arbeit-lyrics>, Abruf: 29.10.2023.

„Wir sind Helden“, eine bekannte deutsche Rock-Popgruppe, veröffentlichten im Mai 2007 ihr Album „Soundso“. Typisch für Musik und Texte der „Helden“ ist die unterhaltsam vertonte Gesellschaftskritik, die Auseinandersetzung mit der ganzen Themenpalette der „neuen Generation“. Sie singen von Liebe, Beziehung, Konsum, Konkurrenz, Krieg und hier auch Arbeit.

Norbert Wittke

Die Fabrik

Grau und
menschenleer liegt
sie da.
Nur qualmende
5 Schlote zeugen vom
Werken
der Menschen.
Endlos schlängelt
sich gelblicher
10 Rauch
aus den
Schornsteinen.
Beladen und schwer
lastet die Luft
15 auf den Gebäuden.
Gleichmäßiges
Hämmern dringt durch
die steinernen Wände
nach draußen.
20 Nirgendwo
erblickt man
Menschen.
Es ist ein gespenstiges
Bild. Doch am Abend
25 erblickt man sie.
Unzählbare Frauen
und Männer
strömen durch die
Tore. Bringen
30 Beweis
für emsiges Schaffen,
ermöglichen uns
fortschrittliche
Technik.

Quelle: Norbert Wittke (1962): *Die Fabrik*.

<http://www.e-stories.de/gedichte-lesen.phtml??75480>, Abruf: 29.10.2023.

Paul Zech

Fabrikstraße tags (1911)

Nichts als Mauern. Ohne Gras und Glas
zieht die Strasse den gescheckten Gurt
der Fassaden. Keine Bahnspur surrt.
Immer glänzt das Pflaster wassernass.

- 5 Streift ein Mensch dich, trifft sein Blick dich kalt
Bis ins Mark; die harten Schritte haun
Feuer aus dem turmhoch steilen Zaun,
noch sein kurzes Atmen wolkt geballt.

- 10 Keine Zuchthauszelle klemmt
so in Eis das Denken wie dies Gehn
zwischen Mauern, die nur sich besehn.

Trägst du Purpur oder Bűßerhemd -: immer drückt mit riesigem Gewicht Gottes
Bannfluch: uhrenlose Schicht

Songs zum Thema ARBEIT

- She works hard for the money – Donna Summer
Working in a coal mine - Lee Dorsey
Arbeit - Kurt Ostbahn
- 5 These boots are made for walking - Nancy Sinatra
Working man blues - Merle Haggard
Endlich eine Arbeit - Hans Söllner
Go to work - Edward Connors
Money makes the world go round - Liza Minelli
- 10 Factory - Bruce Springsteen
Ode an die Arbeit - Wir sind Helden
Bruttosozialprodukt - Geier Sturzflug
Streik - Rio Reiser
Early morning wake up call - Flash & Pan
9 to 5 (morning train) - Sheena Easton
- 15 Happy unemployed - Gruppo Sportivo
Let's work - Mick Jagger
Goldenes Handwerk - Die Ärzte
Hanging around – Stranglers
Arbeitslos - Geier Sturzflug
- 20 Working my way back to you - Spinners
Crushed by the wheels of industry - Heaven 17
Under pressure - Queen
Paranoid - Black Sabbath
Another brick in the wall - Pink Floyd
- 25 Radio activity - Kraftwerk
Ich will - Rammstein
Over the hills and far away - Nightwish
Hey Boss, ich brauch mehr Geld - Gunter Gabriel
Money talks - ACDC
- 30 Millionär - Prinzen
P-machinery - Propaganda
I go to sleep - Pretenders
Lullaby - The Cure
- 35 Manic Monday - Bangles
I will survive - Gloria Gaynor
We can work it out - Beatles
Master and servant - Depeche Mode
Gefeuert - Udo Jürgens

.... Es gibt bestimmt noch mehr © ...

Epische Texte

Autor*in	Material	Seite
Jürgen Becker	Geschäftsbesuch	68
Sibylle Berg	Alles wie immer	69
Sibylle Berg	Arizona	70
Michael Bertschik	Empfänger	72
Wolfgang Böhm/Joseph Wehner	Der Computer am Arbeitsamt	73
Heinrich Böll	Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral	74
Heinrich Böll	Der Lacher	76
Heinrich Böll	Monolog eines Kellners	78
Nadine Bös	So ein Urlaubsstress	80
France de Lagarde	Die Bewerbung	81
Herbert Eisenreich	Am Ziel	82
Eberhard Fehlau	Der Kugelschreiber	85
Hajo Frerich	Speed-Dating mit Gedichten	86
Roswitha Fröhlich	Die Halle Ypsilon	88
Margit Hahn	Folgen einer Bewerbung	89
Herbert Heckmann	Die Wohltaten des Löffels	91
Franz Hohler	Was in ein Land reingeht	93
Franz Kafka	Der Nachbar	94
Heinz Knappe	Persönliche Vorstellung	95
Ingrid Kötter	Kündigungsgedanken	97
Günter Kunert	Die Maschine	98
Reiner Kunze	Clown, Maurer oder Dichter	99
Ann Ladiges	Blaufrau	100
Björn Lankert	„Alles zu seiner Zeit“ – oder: Kann das Pech nicht warten?	101
Siegfried Lenz	Der Mann im Strom	102
Peter Maiwald	Die Stilllegung	103
Detlef Marwig	Rein äußerlich	104
Günter Müller	Arm & Rad	105
Georg M. Oswald	Arbeite niemals	107
Georg M. Oswald	Ein Tag am See	108
Georg M. Oswald	Knapp vorbei ist auch daneben	109
Georg M. Oswald	Ohne Konzept	111
Georg M. Oswald	Personalwechsel	113
Erich Pawlu	Zwischen Laptop und Natur	114
Ruth Rehmann	Endlich leben	116
Martin Suter	Eine kleine Karrieremaßnahme	117
Pattie Wigand	Ein Montagmorgen im Bus	119
Martin Suter	Der Mensch im Mittelpunkt	120
Martin Suter	Steinhausers Schrecksekunde	121
Martin Suter	Widmann, Workaholic	123
Ruth Rehmann	Die Entlassung	124
Theo Schmich	Geier	125
Theo Schmich	Die Kündigung	126
Theo Schmich	Ungute Träume	128
Burkhard Spinnen	Lohn und Brot	130
Burkhard Spinnen	Vertrauensarbeitszeit	131
Martin Suter	Anonymer Anruf	132
Martin Suter	Ein Herz für Derendinger	133
Martin Suter	Flexible response	134
Martin Suter	Die höhere Gerechtigkeit	135
Martin Suter	Human Resources	137
Martin Suter	Kostenfaktor Mitarbeiter	138
Martin Suter	Unter Freunden	139
Martin Suter	Wie sag ich es Anita	140
Robert Walser	Der Beruf	141
Anna Weidenholzer	Auf Wiedersehen	142

Jürgen Becker

Geschäftsbesuch

Sicher, wenn Sie in unserein Hause arbeiten, können Sie unser Haus auch betreten, nur, Sie müssten sich bitte legitimieren. Aber Sie kennen mich doch, seufzte Johann. Natürlich kennen wir Sie, jeden Morgen und jeden Abend passieren Sie die Schleuse, nur, wir müssten Ihre Identifikationskarte sehen. Die habe ich eben vergessen, seufzte Johann, die steckt noch an der Jacke von gestern. Dann wird es schwierig, Sie hereinzulassen. Aber ich möchte doch, wie jeden Morgen, in mein Büro. Kein Zweifel, Sie möchten in Ihr Büro, wie jeden Morgen, aber Sie wissen auch, dass Sie jeden Morgen durch Vorzeigen Ihrer Identifikationskarte den Nachweis zu erbringen haben, dass Sie sind völlig im Recht, seufzte Johann, aber soll ich denn meinem Büro heute fernbleiben, bloß weil? Wir können Ihnen einen Tagespassierschein ausstellen. Na wunderbar, seufzte Johann, dann stellen Sie mir einen Tagespassierschein aus. Sie wissen, dass dieser Passierschein den Empfänger lediglich zu einem Besuch berechtigt und sein Besuch durch eine Unterschrift zu beglaubigen ist. Ja, aber. in meinem Fall durch eine Unterschrift wessen? Durch die Unterschrift dessen, den Sie besuchen wollen. Ich will aber niemanden besuchen. Dann können wir Ihnen auch keinen Tagespassierschein ausstellen. Ich will und muss aber in mein Büro, seufzte Johann. Kein Zweifel, es ist auch schon angefragt worden, ob Sie bereits in Ihrem Büro sind. Und wer, bitte schön, hat angefragt? Jemand, der Sie zu besuchen wünschte. Und wo befindet sich dieser Jemand? In Ihrem Büro. Und sitzt dort und wartet, dass ich seinen Besuch durch Unterschrift auf dem von Ihnen angefertigten Tagespassierschein bestätige? Genau so verhält es sich. Nach Lage der Dinge, seufzte Johann, werde ich die Unterschrift ja kaum leisten können. Gewiss, für Ihren Besuch entsteht da eine komplizierte Situation. Er wird das Haus erst mit meiner Unterschrift verlassen können? So ist es. Ja, was machen wir dann, fragte Johann. Wir können Ihnen einen Tagespassierschein ausstellen. Und wer unterschreibt? Na, Sie selber persönlich. Ich meine, seufzte Johann, so weit wären wir fast schon gewesen. Richtig, aber nur fast, wir wollen doch nichts überstürzen.

Quelle: Jürgen Becker (1992): Geschäftsbesuch. In: Achim Roseher (Hrsg.): *Zeitverkürzer. Deutsche Anekdoten*. Leipzig: Reclam, S.306-307.

Sybille Berg Alles wie immer

- 1 Aufwachen. Bitte nicht. Noch nicht. Augen auf, Körper hinterher. Auf dem Bettrand. Der
2 Körper. Die Augen. Der Blick aus dem Fenster. Das ist zu klein, da ist der Himmel nicht zu
3 sehen. Nur ein Haus gegenüber, es ist dasselbe wie gestern. Die Wohnung ordentlich, der
4 Körper auch. Alles wie immer. Sie schließt die Augen noch einmal.
- 5 Seit kurzem ist es, dass sie sich schon beim Aufwachen so langweilt, dass sie unbedingt
6 die Augen wieder schließen muss vor Müdigkeit. Hinter dem geschlossenen Auge läuft der
7 Film des Tages ab. Frühstück. Das Waschen. Das Bewegen, Kaffee, ein Ei. Ein kleines
8 Kostüm, den kamelhaarfarbenen Mantel. Den Schlüssel nicht vergessen, die Schuhe nicht,
9 den Kopf.
- 10 Raus aus der Wohnung. Die Straße runter, rechts herum, die Häuser haben sich nicht
11 verändert über Nacht, kein noch so kleines Erdbeben, keine Feuerwand, sie stehen, grau,
12 zementieren die Schritte auf den Boden, kein Weg geht nach rechts oder links. Die Frau
13 folgt dem Weg wie auf dem Gefängnishof und biegt an der Kreuzung links ein. Ein Café. Da
14 ist ein Café, es hat Tische draußen und Stühle. Rote Stühle. Einmal nicht weitergehen
15 müssen, ins Café gehen, den ganzen Tag dort sitzen, Leute anschauen, die an ihrer Stelle
16 in ihr Leben gehen.
- 17 Nichts da, weiter in ein Haus, in den Lift, ins Büro. Da ist die Kollegin, die immer Probleme
18 mit den Fingernägeln hat, die brechen ab, ansonsten keine Probleme. Das Neonlicht an,
19 den Computer an, den Tag an. Die Uhr, nach Stunden draufgeschaut, es sind zehn
20 Minuten vergangen. Dinge in den Computer tippen, was für Dinge ist egal. Posten, dahinter
21 sind Zahlen, die zeigen, dass der Chef reich wird. Schön für ihn. Nach Ewigkeiten, die
22 Augen tränen, vor dem Fenster kein Himmel, Mittagspause.
- 23 Ein kleines Lokal am Fluss, die Augen auf den Fluss, die Gedanken hinterher. Ein Schiff
24 müsste kommen, da läge sie drin, ein Mann würde rudern, den Fluss entlang, in den See,
25 ins Meer, die Möwen, der Himmel, und nichts wäre mehr als Wasser und Himmel. Dann
26 tönt innerlich eine Sirene, die Pause ist um, die Augen feucht, das Herz ganz schwer, ist
27 auf dem Boot, die Frau geht ohne es zurück ins Büro, auch im Sommer kalt von Neonlicht.
28 Wenn es dunkel ist, geht sie, kauft tiefgefrorene Suppe, trägt sie in die ordentliche
29 Wohnung, kocht, isst, badet, geht zu Bett um acht, um fern zu sehen.
- 30 Das wird der Tag. Sie sitzt auf dem Bettrand und möchte weiterschlafen da nicht die Angst
31 wäre, würde sie den Körper wieder in die Laken geben. Doch die Angst hält sie gerade,
32 macht sie aufstehen, in die Küche gehen. Weiterschlafen, wohin?, wenn
- 33 Das kleine Kostüm an, das Ei, der Schlüssel kommt in die Tasche, die Angst nicht
34 vergessen. Die Angst, zu sterben, im Bett, vor lauter Langeweile, und keine Hoffnung mehr,
35 auf ein Wunder, ein Boot auf dem Fluss. Sie geht die Straße runter, rechts herum, die Häuser
36 wie immer, kommt zu dem Café, die Sonne ist aufgegangen, die roten Stühle winken, sie
37 lächeln, warum wohl?
- 38 Die Frau hält an, schaut zu Boden, da sind ihre Füße ohne Schuhe, die hat sie vergessen,
39 zusammen mit der Angst und der Tasche zu Hause. So geht sie ins Café, auf einen roten
40 Stuhl, der ist wie ein Thron, sie dreht das Gesicht der Sonne zu. Es wird ganz warm, so
41 warm wie noch nie ein Gesicht gewesen ist und ein Lächeln kommt über die Wärme und
42 wenn ich weiß, wie es wird, wie jede Minute meines Lebens aussieht, denkt sie, dann muss
43 ich doch nicht dabei sein.

(586 Wörter)

Quelle: Sibylle Berg (30.11.2007): *Alles wie immer*.
<http://www.zeit.de/online/2007/48/sibylle-berg-aufwachen>, Abruf:
16.12.2013.

Sibylle Berg

Und in Arizona geht die Sonne auf (2000)

Der Asphaltcowboy mit Sporen an den Stiefeln: Nur im Auto ist der Mann noch ein Mann. Es ist zu früh zu hell, das Hemd scheuert an seinem Hals, die Krawatte würgt ihn. Er möchte sich kratzen, kratzen, kratzen, bis der Abend kommt. Der ist noch weit und er sitzt am Tisch. Er schubbert ein wenig sein Bein am Stuhl. Dass es nicht
5 auffallen möge, sie ihn wieder ansehen, mit diesem Blick, der sagt: Was macht der Hund bei Tisch? Seine Tochter redet über Kleider, seine Frau redet über Kleider, er kennt diese Personen nicht. Sie sehen ihn nicht. Er versteht nichts von wichtigen Dingen. Von Musik, Büchern, Blumen und von Kleidern, gar nichts. Sie geben ihm das Gefühl, etwas Störendes zu sein, zu laut, zu derb, nicht schön.

10 Er stört. Überall. Wenn er auf dem Sofa lümmelt und Bier trinken möchte, Sport schauen, stundenlang, ist er im Weg. Seine Bierflasche hinterlässt Ringe auf den Kunstbüchern, die auf dem Beistelltisch liegen. Seine Füße verschieben den Teppich, seine Chips krümeln, sein Atem macht schlechten Dunst. Scheißleben! Geduldet nimmt er sein Frühstück ein, es mag nicht recht rutschen in der trockenen Kehle. Was
15 fühlst du, was denkst du, warum bist du so grob, warum fühlst du nichts, denkst du nichts? Nie genügt er. Nie mag seine Frau ihm glauben, dass er gar nichts denkt, nichts fühlt. Dass er glücklich ist, Sport zu schauen, zur Decke zu starren, in einer Kneipe zu hocken und mit anderen Männern zu schweigen. Endlich ist das Frühstück zu Ende, ein flüchtiger Kuss, Vater geht in die Welt, vielleicht kommt er nie zurück.

20 Er geht zu seinem Auto. Er steigt ein, nimmt Platz, das Auto begrüßt ihn: Hey, umziehen! Und endlich trägt er auch außen die Kleidung, die er innerlich immer anhat: speckige Jeans, Stiefel, Lederweste, Cowboyhut.

Die Sporen an den Stiefeln scheppern, er tritt das Gaspedal. Die Maschine arbeitet, sie gehorcht ihm. Sie bettelt um Beherrschung, will sich unterwerfen. Er steuert, er
25 lenkt. Die starke Maschine, so viele Pferde, sie tragen ihn über die Prärie, den Ozean, ist doch egal. Endlich ist er wer. Ein einsamer Mann, der mit muskulösen Armen die Zügel hält. Seine Pferde reiten, schneller, besser als alle anderen. Keine greinenden Weiber, er und die Maschine, und in Arizona geht die Sonne auf. Freiheit, die ich meine, summt er und raucht in Gedanken eine fette Zigarre. Hier ist seine wahre
30 Heimat. Vergessen mit jedem Kilometer die Weiber, die Kunstbücher, die Ringe vom Bierglas, das ist sein Wagen und wenn er da Bier reinstellt, ist es seine Sache. Da hat ihm keiner dreinzureden.

Yeah, sagt er leise, schießt den Gang rein, das Auto stöhnt dankbar. Die anderen
35 Männer auf den schwächeren Pferden – abgehängt. Der letzte Kampf, den einer noch schlagen darf in einer Welt voller Schwuchteln und Frauen, die zetern und greinen: den Wagen mit ruhiger Hand zu Höchstleistungen treiben, vorantreiben, alle abhängen, besiegen, zeigen, wo der Hammer hängt. Unter seiner Hand wird das Auto ein Boot, ein Panzer, ein Formel-1-Geschoss – egal was, Hauptsache, Metall, Holz, Kolben, die Öl fressen und arbeiten wie ein Glied, wie ein Mann, verdammt, es ist so
40 wenig, was er braucht. Den Hut, das Pferd und seine Ruhe. Warum gibt es das nur hier? Weil die Welt falsch geworden ist, weil keiner Respekt hat vor der Arbeit eines Mannes, weil sie ihn auslachen zu Hause, wenn er sich mit Kunstbüchern nicht auskennt.

45 Und er rast über die Stadtautobahn. Vor ihm die Sioux, hinter ihm Apachen. Ein größeres Auto wäre toll. Größeres Auto, größere Freiheit, größere Geschwindigkeit und Macht und weit weg damit und nie zurück. Nie zurück zu einer Familie, die ihn nicht versteht, zu Dingen, die ihn nichts angehen. Manchmal, wenn er sich selbst nicht sieht, möchte er weinen, so kotzt es ihn an, das Leben, das ihm einer heimlich in die

50 Tasche gesteckt hat und das er verdammt nicht will. Er kennt den Typ nicht, der im
Anzug mit seiner Frau ins Theater geht. Seiner Frau, die mal so blond war, ihn
bewundert hat. Lacht ihn aus inzwischen. War auch gar nicht blond. Gefärbt, betrogen,
ausgelacht. Verdammt will er sein, ein anderes Leben haben, eines, das er sich als
55 Junge immer vorgestellt hat. Er war ein Held gewesen in seinen Träumen. Und ist nun
einer, der gelbe Haut hat und gelbe Finger vom Rauchen, vom Traurigsein. Das Auto
umschließt ihn, ist ein Himmel für ihn allein, gibt ihm Halt in einer gottverdammten Welt,
die aus den Fugen geraten ist. Rasen und kuppeln, das Chrom, das Leder, und dann
beginnt er zu fliegen. Über die Straße, die anderen Wagen klein, die Straßen, die Luft
unter dem Auspuff, fliegen, eine Runde drehen, da ist sein Haus, winzig klein, darin
60 zwei Frauen, die er nicht versteht, in einem Leben, das er nicht verdient, in
einer Welt, die nicht mehr gemacht ist für einen wie ihn. Er dreht ab, schräg über den
Berg über die Prärie, da steht die Sonne und er lächelt. Zum ersten Mal an diesem
Morgen.

(826 Wörter)

Quelle: Sibylle Berg (2000): Und in Arizona geht die Sonne auf. In: Theo Sommer,
Haug von Kuenheim (Hrsg.): *ZEIT Punkte 3/2000. Bewegte Welt*. Hamburg:
Zeit, S. 34.

Michael Bertschik
Empfänger (2003)

Die Klingel drücken. Warten. Auf die Geräusche von drinnen achten, noch mal kurz den Text durchdenken. Die Tür geht auf. Eine abgehärmte kleine Frau, untere Mittelklasse, die Armut ist nicht ganz deutlich sichtbar wie sonst so häufig. Sie erkennt die Abzeichen auf der Schulter. Wahnsinn, das Gesicht! Sie weiß Bescheid – es fehlen jetzt nur noch die Details. Gut, die bekommt sie jetzt.

- 5 „Frau Merckx?“
Jetzt zunehmende Blässe in ihrem Gesicht, man merkt ihr an, dass jetzt ihr Mund trocken wird. Ein Standardfall. Wie schön!
Sie nickt wortlos. Die Augen werden groß, die Pupillen weit. Banges Erwarten des Unvermeidlichen. Sie soll erlöst werden.
- 10 „Ich habe eine schlechte Nachricht für Sie. Vor einigen Stunden ist Ihr Mann bei einem Magnetbahnunfall ums Leben gekommen. Es tut mir wirklich aufrichtig leid...“
Jetzt die Pause, ihre Reaktion abwarten. Was wird sie tun? Hemmungslos heulen? Oder still schweigen? Wohl letzteres.
Ja, sie schweigt. Der Kloß in der Kehle ist geradezu sichtbar. Ein Standardfall – ein Musterbeispiel eines
- 15 „Empfängers“. Weiteres Vorgehen: Sie an ihrer Schulter, an ihrem Unterarm berühren. Die eigene Hand muss warm und trocken sein – dank Antitranspiranz ist sie es. Ihre Trauer ist toll!
„Wollen wir nicht reingehen? Wir sollten uns setzen und uns unterhalten...“
Ein wirklich klassischer Fall. Zuerst relativ gefasst, später dann doch in Tränen ausgebrochen. Da muss man dann schweigen, die Empfänger in den Arm nehmen, sanft streicheln. Die einzige Arbeit, die KIs nicht tun
- 20 Können – sie verstehen die Gefühlswelt von Menschen zu schlecht, können die Körpersignale nicht richtig deuten. Ein toller Job, weil einzigartig – der einzige, der noch ausschließlich von Menschen ausgeübt wird. Dabei reagieren Menschen auf schlechte Nachrichten gar nicht wirklich komplex. Tatsächlich gibt es grob zwei Arten: Gefühlsausbruch oder Gefasstheit – manchmal passiert beides, getrennt durch eine kleine Zeitspanne. Todesnachrichten sind die besten. Der Schock der Empfänger ist erregend deutlich zu lesen! Nicht selten hat die
- 25 Erregung der Überbringer die Wirkung eines Orgasmus.
In letzter Zeit waren die Nachrichten vom Verlust des Jobs oder Herabstufung in der medizinischen Ethikordnung leider zahlreicher. Diese verflixten KIs vernichten den Menschen, indem sie ihm seine Arbeit abnehmen! Dabei definiert sich der Mensch über seine Arbeit... Was heißt das für uns Überbringer? Egal. Überbringer sind ausgewählte Menschen. Sie besitzen ein überragendes Einfühlungsvermögen, herausgefunden
- 30 durch KIs im Jugendalter mit standardisierten Tests. KIs können Überbringer finden – ihre Arbeit aber nicht machen. Gut.
Es gab Versuche, KIs zu trainieren. Leider versagten sie in der Praxis, die Empfänger wurden sehr oft handgreiflich – überdurchschnittlich oft. Gut.
Ein mäßiger Tag heute – KIs machen ihren Job sonst gut, wenig Unfälle der Magnetbahnen und
- 35 Hyperschallflugzeuge durch Bedienungsfehler. Daher dadurch nur wenig Tote. Schlecht.
Wirklich gute Tage sind die mit Naturkatastrophen, die nennenswert viele Menschen töten. Da müssen Überstunden gemacht werden – und sie werden gerne gemacht. Ganze Familien werden ausstrahlt, ihre Angehörigen sind besonders erschüttert. Und Prognosen erwarten ein stetiges Ansteigen von Naturkatastrophen. Goldene Zeiten!
- 40 Es klingelt an der Tür. Wer kann das sein? Überbringer erwarten keinen Besuch, sie sind der Besuch!
„Herr Bredig?“
Ein Überbringer! Er sieht gut aus, macht seine Sache bisher sehr professionell. Leicht gesenkter Blick, betroffen. Klassisches Vorgehen. Ein Profi.
„Ja.“
- 45 Ganz locker bleiben. Einen „gefassten Empfänger“ abgeben.
„Ich habe keine gute Nachricht für Sie. Im Rahmen des weiteren Ersatzes menschlicher Arbeitskraft durch KIs werden jetzt auch KIs als Überbringer eingesetzt.“
Er reicht die Hand zum Gruß, sie ist warm und trocken – wohl ohne Antitranspiranz.
„Ich bin Ihr Nachfolger.“
- 50 Ein Profi.

(560 Wörter)

Quelle: Bertschik, Michael: *Empfänger*. www.micronet.de/Kurzgeschichten/bertschik/index.html.
Abruf: 31.05.2008.

Wolfgang Böhm/Joseph Wehner:
Der Computer am Arbeitsamt (1990)

- Computer:** Der Nächste bitte, der Nächste bitte.
Arbeitsloser: Ach, dat bin sicher ich.
C: Der Nächste bitte. Bitte setzen Sie sich. Guten Tag!
Hier spricht PXC 94, Ihr zuständiger Sachbearbeiter beim Arbeitsamt.
A: Aha!
C: Wir können uns hier ganz persönlich unterhalten.
Gemäß Paragraph 175a, Strich bc, des
Datenschutzgesetzes weisen wir Sie darauf hin, dass Ihre
Daten elektromagnetisch aufgezeichnet werden. Wir
beginnen mit den Fragen: Jetzt! Familienname?
A: Wat?
C: Danke! Familienname: Wat.
A: Äh, Mo ... Moment, das haben Sie sischer falsch
verstanden. Mein Name is nisch Wat!
C: Danke! Familienname: Nischwat. Vornamen?
A: Äh, äh, Moment, Moment, mein Name ist nit Nischwat.
C: Danke! Herr Nitnischwat.
A: Nee, nee, da is alles falschrüm, jetzt, ich heiße ...
C: Vielen Dank, schon korrigiert! Herr Watnischnit. Ihr Beruf?
A: ... einfach Müller!
C: Danke! Beruf: Müller!
A: Dat is nu wirklich nit so schwer.
C: Steuerklasse?
A: Müller, Heinz, ja.
C: Danke, Steuerklasse: Eins. Adresse ?
A: Pützchenchaussee siebenundsiebzich.
C: Danke! Pützchenchaussee siebenundsiebzich! Alter ?
A: Äh, äh, nee, neununsiebzich. Wir sin umjezogen letzte Woche.
C: Danke! Alter: Neunundsiebzich. Nationalität?
A: Kruzitürken! ! Isch bin nit neununsiebzich!
C: Danke! Nationalität: Türkisch!
A: Nein, ich bin nich türkisch, mein Name is nit
Wäschnäsnät oda, oda ...
C: Danke! Achtung! Letzte Korrekturmöglichkeit!
A: ...irgensowat, ja! Sondern, sondern, äh, heilje Maria, jetzt
weisich mein eijen Namen nimmehr!
C: Danke! Heilige Maria!
A: Nein, jetzt bin ich au noch ne Frau!
C: Sehr geehrte Frau Wätinäsnät! Wir haben leider für Sie
keine Stelle frei. Sobald wir eine Stelle für eine
neunundsiebzigjährige Müllerin haben, werden wir
Sie verständigen. Auf Wiedersehn.

Quelle: Böhm, Wolfgang/Wehner, Josef (1990): *Information ohne Kommunikation?* Frankfurt a. M.

Heinrich Böll

Anekdote von der Senkung der Arbeitsmoral (1963)

- In einem Hafen an einer westlichen Küste Europas liegt ein ärmlich gekleideter Mann in seinem Fischerboot und döst. Ein schick angezogener Tourist legt eben einen neuen Farbfilm in seinen Fotoapparat, um das idyllische Bild zu fotografieren: blauer Himmel, grüne See mit friedlichen schneeweißen Wellenkämmen, schwarzes Boot, rote Fischermütze. Klick. Noch
- 5 einmal: klick, und da aller guten Dinge drei sind und sicher sicher ist, ein drittes Mal: klick. Das spröde, fast feindselige Geräusch weckt den dösenden Fischer, der sich schläfrig aufrichtet, schläfrig nach seiner Zigarettenschachtel angelt; aber bevor er das Gesuchte gefunden, hat ihm der eifrige Tourist schon eine Schachtel vor die Nase gehalten, ihm die Zigarette nicht gerade in den Mund gesteckt, aber in die Hand gelegt, und ein viertes Klick, das des Feuer-
- 10 zeugs, schließt die eilfertige Höflichkeit ab. Durch jenes kaum messbare, nie nachweisbare Zuviel an flinker Höflichkeit ist eine gereizte Verlegenheit entstanden, die der Tourist - der Landessprache mächtig - durch ein Gespräch zu überbrücken versucht.
- „Sie werden heute einen guten Fang machen.“
Kopfschütteln des Fischers.
- 15 „Aber man hat mir gesagt, dass das Wetter günstig ist.“
Kopfnicken des Fischers.
- „Sie werden also nicht ausfahren?“
Kopfschütteln des Fischers, steigende Nervosität des Touristen. Gewiß liegt ihm das Wohl des ärmlich gekleideten Menschen am Herzen, nagt an ihm die Trauer über die verpasste
- 20 Gelegenheit.
- „Oh, Sie fühlen sich nicht wohl?“
Endlich geht der Fischer von der Zeichensprache zum wahrhaft gesprochenen Wort über. „Ich fühle mich großartig“, sagte er. „Ich habe mich nie besser gefühlt.“ Er steht auf, reckt sich, als wolle er demonstrieren, wie athletisch er gebaut ist. „Ich fühle mich phantas-
- 25 tisch.“
- Der Gesichtsausdruck des Touristen wird immer unglücklicher, er kann die Frage nicht mehr unterdrücken, die ihm sozusagen das Herz zu sprengen droht: „Aber warum fahren Sie dann nicht aus?“
- Die Antwort kommt prompt und knapp. „Weil ich heute morgen schon ausgefahren bin.“
- 30 „War der Fang gut?“
- „Er war so gut, dass ich nicht noch einmal auszufahren brauche, ich habe vier Hummer in meinen Körben gehabt, fast zwei Dutzend Makrelen gefangen ...“
- Der Fischer, endlich erwacht, taut jetzt auf und klopft dem Touristen beruhigend auf
- 35 die Schultern. Dessen besorgter Gesichtsausdruck erscheint ihm als ein Ausdruck zwar unangebrachter, doch rührender Kummernis.
- „Ich habe sogar für morgen und übermorgen genug“, sagte er, um des Fremden Seele zu erleichtern. „Rauchen Sie eine von meinen?“
- „Ja, danke.“
- 40 Zigaretten werden in Mäuler gesteckt, ein fünftes Klick, der Fremde setzt sich kopfschüttelnd auf den Bootsrand, legt die Kamera aus der Hand, denn er braucht jetzt beide Hände, um seiner Rede Nachdruck zu verleihen.
- „Ich will mich ja nicht in Ihre persönlichen Angelegenheiten mischen“, sagt er, „aber 15 stellen Sie sich mal vor, Sie führen heute ein zweites, ein drittes, vielleicht sogar ein vier-
- 45 tes Mal aus und Sie würden drei, vier, fünf, vielleicht gar zehn Dutzend Makrelen fangen ... stellen Sie sich das mal vor.“
- Der Fischer nickt.

„Sie würden“, fährt der Tourist fort, „nicht nur heute, sondern morgen, übermorgen, ja, an jedem günstigen Tag zwei-, dreimal, vielleicht viermal ausfahren - wissen Sie, was geschehen würde?“

50 Der Fischer schüttelt den Kopf.

„Sie würden sich in spätestens einem Jahr einen Motor kaufen können, in zwei Jahren ein zweites Boot, in drei oder vier Jahren könnten Sie vielleicht einen kleinen Kutter haben, mit zwei Booten oder dem Kutter würden Sie natürlich viel mehr fangen - eines Tages würden

55 Sie zwei Kutter haben, Sie würden ...“, die Begeisterung verschlägt ihm für ein paar Augenblicke die Stimme, „Sie würden ein kleines Kühlhaus bauen, vielleicht eine Räucherei, später eine Marinadenfabrik, mit einem eigenen Hubschrauber rundfliegen, die Fischschwärme ausmachen und Ihren Kuttern per Funk Anweisung geben. Sie könnten die Lachsrechte erwerben, ein Fischrestaurant eröffnen, den Hummer ohne Zwischenhändler direkt nach Paris

60 exportieren - und dann ...“, wieder verschlägt die Begeisterung dem Fremden die Sprache. Kopfschüttelnd, im tiefsten Herzen betrübt, seiner Urlaubsfreude schon fast verlustig, blickt er auf die friedlich hereinrollende Flut, in der die ungefangenen Fische munter springen.

„Und dann“, sagt er, aber wieder verschlägt ihm die Erregung die Sprache.

Der Fischer klopft ihm auf den Rücken, wie einem Kind, das sich verschluckt hat. „Was

65 dann?“ fragt er leise.

„Dann“, sagt der Fremde mit stiller Begeisterung, „dann könnten Sie beruhigt hier im Hafen sitzen, in der Sonne dösen - und auf das herrliche Meer blicken.“

„Aber das tu ich ja schon jetzt“, sagte der Fischer, „ich sitze beruhigt am Hafen und döse, nur Ihr Klicken hat mich dabei gestört.“

70 Tatsächlich zog der solcherlei belehrte Tourist nachdenklich von dannen, denn früher hatte er auch einmal geglaubt, er arbeite, um eines Tages einmal nicht mehr arbeiten zu müssen, und es blieb keine Spur von Mitleid mit dem ärmlich gekleideten Fischer in ihm zurück, nur ein wenig Neid.

(775 Wörter)

Quelle: Viktor Böll (Hrsg.) (1982): *Das Heinrich Böll Lesebuch*. München: dtv, S. 223-225.

Hinweise:

Heinrich Böll schrieb diese Erzählung als Vorlage für eine Sendung des Norddeutschen Rundfunks (NDR) zum „Tag der Arbeit“ am 1. Mai 1963.

Siehe auch den Prosatext „*Ein Tag am See*“ (2009) von G. M. Oswald, der einen aktuellen Bezug zu Böll Geschichte herstellt.

Heinrich Böll

Der Lacher (1952)

- Wenn ich nach meinem Beruf gefragt werde, befällt mich Verlegenheit: ich werde rot, stammele, ich, der ich sonst als ein sicherer Mensch bekannt bin. Ich beneide die Leute, die sagen können: ich bin Maurer. Friseuren, Buchhaltern und Schriftstellern neide ich die Einfachheit ihrer Bekenntnisse, denn alle diese Berufe erklären sich aus sich selbst und
- 5 erfordern keine längeren Erklärungen. Ich aber bin gezwungen, auf solche Fragen zu antworten: Ich bin Lacher. Ein solches Bekenntnis erfordert weitere, da ich auch die zweite Frage „Leben Sie davon?“ wahrheitsgemäß mit „Ja“ beantworten muss. Ich lebe tatsächlich von meinem Lachen, und ich lebe gut, denn mein Lachen ist - kommerziell ausgedrückt - gefragt. Ich bin ein guter, bin ein gelernter Lacher, kein anderer lacht so wie ich, keiner
- 10 beherrscht so die Nuancen meiner Kunst. Lange Zeit habe ich mich - um lästigen Erklärungen zu entgehen - als Schauspieler bezeichnet, doch sind meine mimischen und sprecherischen Fähigkeiten so gering, dass mir diese Bezeichnung als nicht der Wahrheit gemäß erschien: ich liebe die Wahrheit, und die Wahrheit ist: ich bin Lacher. Ich bin weder Clown noch Komiker, ich erheitere die Menschen nicht, sondern stelle Heiterkeit dar: ich lache wie ein römischer
- 15 Imperator oder wie ein sensibler Abiturient, das Lachen des 17. Jahrhunderts ist mir so geläufig wie das des 19., und wenn es sein muss, lache ich alle Jahrhunderte, alle Gesellschaftsklassen, alle Altersklassen durch: ich hab's einfach gelernt, so wie man lernt, Schuhe zu besohlen. Das Lachen Amerikas ruht in meiner Brust, das Lachen Afrikas, weißes, rotes, gelbes Lachen - und gegen ein entsprechendes Honorar lasse ich es erklingen, so wie
- 20 die Regie es vorschreibt.
- Ich bin unentbehrlich geworden, ich lache auf Schallplatten, lache auf Band, und die Hörspielregisseure behandeln mich rücksichtsvoll. Ich lache schwermütig, gemäßigt, hysterisch - lache wie ein Straßenbahnschaffner oder wie ein Lehrling der Lebensmittelbranche; das Lachen am Morgen, das Lachen am Abend, nächtliches Lachen und
- 25 das Lachen der Dämmerstunde, kurzum: wo immer und wie immer gelacht werden muss: ich mache es schon.
- Man wird mir glauben, dass ein solcher Beruf anstrengend ist, zumal ich - das ist meine Spezialität - auch das ansteckende Lachen beherrsche; so bin ich unentbehrlich geworden auch für Komiker dritten und vierten Ranges, die mit Recht um ihre Pointe zittern, und ich
- 30 sitze fast jeden Abend in den Varietés herum als eine subtilere Art Claqueur, um an schwachen Stellen des Programms ansteckend zu lachen. Es muss Maßarbeit sein: mein herzhaftes, wildes Lachen darf nicht zu früh, darf auch nicht zu spät, es muss im richtigen Augenblick kommen - dann platze ich programmgemäß aus, die ganze Zuhörerschaft brüllt mit, und die Pointe ist gerettet.
- 35 Ich aber schleiche dann erschöpft zur Garderobe, ziehe meinen Mantel über, glücklich darüber, dass ich endlich Feierabend habe. Zu Hause liegen meist Telegramme für mich „Brauchen dringend Ihr Lachen. Aufnahme Dienstag“, und ich hocke wenige Stunden später in einem überheizten D-Zug und beklage mein Geschick.
- Jeder wird begreifen, dass ich nach Feierabend oder im Urlaub wenig Neigung zum Lachen
- 40 verspüre: der Melker ist froh, wenn er die Kuh, der Maurer glücklich, wenn er den Mörtel vergessen darf, und die Tischler haben zu Hause meistens Türen, die nicht funktionieren, oder Schubkästen, die sich nur mit Mühe öffnen lassen. Zuckerbäcker lieben saure Gurken, Metzger Marzipan, und der Bäcker zieht die Wurst dem Brot vor; Stierkämpfer lieben den Umgang mit Tauben, Boxer werden blass, wenn ihre Kinder Nasenbluten haben: ich verstehe
- 45 das alles, denn ich lache nach Feierabend nie. Ich bin ein todernster Mensch, und die Leute halten mich - vielleicht mit Recht - für einen Pessimisten.
- In den ersten Jahren unserer Ehe sagte meine Frau oft zu mir: „Lach doch mal!“, aber

- inzwischen ist ihr klargeworden, dass ich diesen Wunsch nicht erfüllen kann. Ich bin glücklich, wenn ich meine angestregten Gesichtsmuskeln, wenn ich mein strapaziertes
- 50 Gemüt durch tiefen Ernst entspannen darf. Ja, auch das Lachen anderer macht mich nervös, weil es mich zu sehr an meinen Beruf erinnert. So führen wir eine stille, eine friedliche Ehe, weil auch meine Frau das Lachen verlernt hat: hin und wieder ertappe ich sie bei einem Lächeln, und dann lächele auch ich. Wir sprechen leise miteinander, denn ich hasse den Lärm der Varietés, hasse den Lärm, der in den Aufnahmeräumen herrschen kann.
- 55 Menschen, die mich nicht kennen, halten mich für verschlossen. Vielleicht bin ich es, weil ich zu oft meinen Mund zum Lachen öffnen muss.
Mit unbewegter Miene gehe ich durch mein eigenes Leben, erlaube mir nur hin und wieder ein sanftes Lächeln, und ich denke oft darüber nach, ob ich wohl je gelacht habe. Ich glaube: nein. Meine Geschwister wissen zu berichten, dass ich immer ein ernster Junge gewesen sei.
- 60 So lache ich auf vielfältige Weise, aber mein eigenes Lachen kenne ich nicht.

Hinweis: Claqueur: bestellter Beifallklatscher

(786 Wörter)

Quelle: Heinrich Böll: *Gesammelte Erzählungen. Bd. 1 und 2.* Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Heinrich Böll

Monolog eines Kellners (1955)

Ich weiß nicht, wie es hat geschehen können; schließlich bin ich kein Kind mehr, bin fast fünfzig Jahre und hätte wissen müssen, was ich tat – und hab's doch getan, noch dazu, als ich schon Feierabend hatte und mir eigentlich nichts mehr hätte passieren können. Aber es ist passiert, und so hat mir der Heilige Abend die Kündigung beschert. Alles war reibungslos verlaufen: Ich hatte beim Dinner serviert, kein Glas umgeworfen, keine Soßenschüssel umgestoßen, keinen Rotwein verschüttet, mein Trinkgeld kassiert und mich auf mein Zimmer zurückgezogen, Rock und Krawatte aufs Bett geworfen, die Hosenträger von den Schultern gestreift, meine Flasche Bier geöffnet, hob gerade den Deckel von der Terrine und roch: Erbsensuppe. Die hatte ich mir beim Koch bestellt, mit Speck, ohne Zwiebeln, aber sämig, sämig. Sie wissen sicher nicht, was sämig ist; es würde zu lange dauern, wenn ich es Ihnen erklären wollte: Meine Mutter brauchte drei Stunden, um zu erklären, was sie unter sämig verstand. Na, die Suppe roch herrlich, und ich tauchte die Schöpfkelle ein, füllte meinen Teller, spürte und sah, daß die Suppe richtig sämig war – da ging meine Zimmertür auf, und herein kam der Bengel, der mir beim Dinner aufgefallen war: klein, blaß, bestimmt nicht älter als acht, hatte sich den Teller hoch füllen und alles, ohne es anzurühren, wieder abservieren lassen: Truthahn und Kastanien, Trüffeln und Kalbfleisch, nicht mal vom Nachtsch, den doch kein Kind vorübergehen Mt, hatte er auch nur einen Löffel gekostet, ließ sich fünf halbe Birnen und 'nen halben Eimer Schokoladensoße auf den Teller kippen und rührte nichts, aber auch nichts an, und sah doch dabei nicht mäkelig aus, sondern wie jemand, der nach einem bestimmten Plan handelt. Leise schloß er die Tür hinter sich und blickte auf meinen Teller, dann mich an: „Was ist denn das?“ fragte er. „Das ist Erbsensuppe“, sagte ich. „Die gibt es doch nicht“, sagte er freundlich, „die gibt es doch nur in dem Märchen von dem König, der sich im Wald verirrt hat.“ Ich hab's gern, wenn Kinder mich duzen; die Sie zu einem sagen, sind meistens affiger als die Erwachsenen. „Nun“, sage ich, „eins ist sicher: Das ist Erbsensuppe.“ – „Darf ich mal kosten?“ – „Sicher, bitte“, sagte ich, „setz dich hin.“ Nun, er aß drei Teller Erbsensuppe, ich saß neben ihm auf meinem Bett, trank Bier und rauchte und konnte richtig sehen, wie sein kleiner Bauch rund wurde, und während ich auf dem Bett saß, dachte ich über vieles nach, was mir inzwischen wieder entfallen ist; zehn Minuten, fünfzehn, eine lange Zeit, da kann einem schon viel einfallen, auch über Märchen, über Erwachsene, über Eltern und so. Schließlich konnte der Bengel nicht mehr, ich löste ihn ab, aß den Rest der Suppe, noch eineinhalb Teller, während er auf dem Bett neben mir saß. Vielleicht hätte ich nicht in die leere Terrine blicken sollen, denn er sagte: „Mein Gott, jetzt habe ich dir alles aufgegessen.“ – „Macht nichts“, sagte ich, „ich bin noch satt geworden. Bist du zu mir gekommen, um Erbsensuppe zu essen?“ – „Nein, ich suchte nur jemand, der mir helfen kann, eine Kuhle zu finden; ich dachte, du wüßtest eine.“ Kuhle, Kuhle, dann fiel mir's ein, zum Murmelspielen braucht man eine, und ich sagte: „Ja, weißt du, das wird schwer sein, hier im Haus irgendwo eine Kuhle zu finden.“ – „Können wir nicht eine machen“, sagte er, „einfach eine in den Boden des Zimmers hauen?“ Ich weiß nicht, wie es hat geschehen können, aber ich hab's getan, und als der Chef mich fragte: Wie konnten Sie das tun?, wußte ich keine Antwort. Vielleicht hätte ich sagen sollen: Haben wir uns nicht verpflichtet, unseren Gästen jeden Wunsch zu erfüllen, ihnen ein harmonisches Weihnachtsfest zu garantieren? Aber ich hab's nicht gesagt, ich hab' geschwiegen. Schließlich konnte ich nicht ahnen, daß seine Mutter über das Loch im Parkettboden stolpern und sich den Fuß brechen würde, nachts, als sie

betrunken aus der Bar zurückkam. Wie konnte ich das wissen? Und daß die Versicherung eine Erklärung verlangen würde, und so weiter, und so weiter. Haftpflicht, Arbeitsgericht, und immer wieder: unglaublich, unglaublich. Sollte ich ihnen erklären, daß ich drei Stunden, drei geschlagene Stunden lang mit dem

55 Jungen Kuhle gespielt habe, daß er immer gewann, daß er sogar von meinem Bier getrunken hat – bis er schließlich todmüde ins Bett fiel? Ich hab' nichts gesagt, aber als sie mich fragten, ob ich es gewesen bin, der das Loch in den Parkettboden geschlagen hat, da konnte ich nicht leugnen; nur von der Erbsensuppe haben sie nichts erfahren, das bleibt unser Geheimnis.

60 Fünfunddreißig Jahre im Beruf, immer tadellos geführt. Ich weiß nicht, wie es hat geschehen können; ich hätte wissen müssen, was ich tat, und hab's doch getan: Ich bin mit dem Aufzug zum Hausmeister hinuntergefahren, hab' Hammer und Meißel geholt, bin mit dem Aufzug wieder raufgefahren, hab' ein Loch in den Parkettboden gestemmt. Schließlich konnte ich nicht ahnen, daß seine Mutter

65 darüber stolpern würde, als sie nachts um vier betrunken aus der Bar zurückkam. Offen gestanden, ganz so schlimm finde ich es nicht, auch nicht, daß sie mich rausgeschmissen haben. Gute Kellner werden überall gesucht.

(840 Wörter)

Quelle: Brigitte Schuldt (Hrsg.) (1997): *Das Rotfuchs Weihnachtsbuch*. Hamburg: Rowohlt.

So ein Urlaubsstress!

5 Müller seufzte. So ein Stress! Es waren nur noch wenige Tage bis zu seinem Urlaub, und seine To-do-Liste wurde immer länger. Meier einweisen, der ihn vertreten sollte. Den Stapel mit den Mails abarbeiten, deren Deadline in den kommenden zwei Wochen lag. Wichtige Geschäftspartner informieren, dass er nur zur Not auf dem Handy zu erreichen sein würde. Und das Büro aufräumen natürlich.

10 Müller gähnte. Drei Tage war er jetzt schon im Urlaub, und in dieser Zeit hatte er kaum geschlafen. Dieses Kind! Ständig wachte seine jüngste Tochter mitten in der Nacht auf und konnte nicht mehr einschlafen. Wenn er arbeitete, kümmerte sich immer seine Frau darum. Sie konnte sich schließlich tagsüber noch mal hinlegen. Jetzt, im Urlaub, musste Müller nachts ran – und noch dazu gegen 5.30 Uhr zusammen mit der Tochter aufstehen. Sich tagsüber hinlegen konnte er nicht. Da fand er beim besten Willen keinen Schlaf.

15 Müller kippte einen Espresso hinunter. Sechs Tage Urlaub, und noch immer quälte ihn diese bleierne Müdigkeit. Dabei hatte er so viel zu tun. Immer gegen 14 Uhr, wenn das All-inclusive-Buffer vorbei war, pilgerte jeder, der etwas auf sich hielt, Richtung Hotellobby. Dort gab es W-Lan, Klimaanlage und bunte Cocktails. Müller war nicht nach Alkohol, ihm war nach Koffein. Er packte Handy und Tablet aus und erledigte die Bürokorrespondenz. Eigentlich hatte Meier zu Hause alles im Griff. Aber wie würde Müller sonst vor Schmidt, Werner und Frau Schulze dastehen, die er im Hotel beim Beachvolleyball kennengelernt hatte? Die telefonierte auch jeden Nachmittag mit ihrem Büro. Frau Schulze sogar schon vor dem Mittagssbuffet.

25 Müller ertappte sich dabei, wie er unter der Dusche ein Lied aus der Kinderdisco pffiff, die ihm jeden Abend das frühe Zubettgehen im Hotel vergällte. Egal wie sehr ihn diese Kinderdisco nervte, der Ohrwurm ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. Dabei hatte er gar keinen Grund zu pfeifen. Nach nunmehr fast zwei Wochen mit zu wenig Schlaf schaute ihm ein fahles Gesicht aus dem Badezimmerspiegel entgegen. Der Tag versprach anstrengend zu werden. Beachvolleyball nach dem Frühstück, dann Hexenbesenbasteln bei der Kinderanimation, Mittagessen, Bürokorrespondenz in der Lobby, Quiz im Hotelcafé, Abendessen, wieder Kinderdisco, neuer Ohrwurm. Puh!

30 Müller war zurück im Büro. Die Nacht hatte er durchgeschlafen. Er fuhr den Rechner hoch, doch die meisten Mails hatte er schon im Urlaub bearbeitet. Seiner Sekretärin sagte er, sie solle für 14 Uhr ein Meeting mit Meier ansetzen. Dann schloss er die Bürotür und streckte sich wohligh in seinem gemütlichen Chefsessel. Irgendwie würde er das mit dem Sommerurlaub nächstes Jahr vermeiden müssen. Diesen Stress hielt er nicht mehr aus!

(422 Wörter)

Quelle: Bös, N.: So ein Urlaubsstress! In: *F.A.Z.* (09.08.2015).
[https://www.faz.net/aktuell/karriere-hochschule/kolumne-nine-to-five-so-ein-
urlaubsstress-13737756.html](https://www.faz.net/aktuell/karriere-hochschule/kolumne-nine-to-five-so-ein-urlaubsstress-13737756.html), Abruf: 28.10.2023.

France de Lagarde
Die Bewerbung (1979)

„Ich komme auf Ihre Anzeige, Madame.“

„Fein“, sagte die Personalchefin, „nehmen Sie Platz. Wie heißen Sie?“

„Batier, Bernhard Batier.“

„Herr oder Herrlein?“

5 „Herr.“

„Und Ihr Geburtsname?“

„Duplat.“

„Herr Batier, ich muss Ihnen leider sagen, dass wir zurzeit wenig an verheirateten Männern interessiert sind. In Frau Palonceaus Abteilung, wo der Posten frei ist, sind bereits mehrere Angestellte auf Vaterschaftsurlaub.

10 Natürlich, junge Ehepaare möchten gern Kinder haben, aber die Abwesenheit junger Väter ist eben doch ein Problem für den Geschäftsablauf.“

„Ja, das verstehe ich, wir haben schon zwei Kinder und wollen keine mehr. Im Vertrauen gesagt – „(Herr Batier errötete und senkte die Stimme), „ich nehme die Pille.“

„Gut, dann also weiter. Was haben Sie für eine Schulbildung?“

15 „Ich habe die mittlere Reife und einen Handelsschulabschluss mit Stenographie und Maschinenschreiben. Ich hätte gern das Abitur gemacht, aber wir waren vier Kinder daheim, und meine Eltern wollten, dass die Mädchen studieren, was ja auch ganz natürlich ist.“

„Wo waren Sie zuletzt beschäftigt?“

„Ich habe nur gelegentlich gearbeitet, um mehr Zeit für die Kinder zuhaben.“

20 „Was macht Ihre Frau beruflich?“

„Sie ist Werkmeisterin in einer Metallbaufirma. Aber sie bereitet sich auf die Ingenieurprüfung vor, damit sie später die Nachfolge ihrer Mutter antreten kann, die das Unternehmen gegründet hat.“

„Nun kehren wir wieder zu Ihnen zurück. Wie sind Ihre Gehaltsvorstellungen?“

„Ja, wissen Sie ...“

25 „Wenn ich Sie recht verstehe, hat Ihre Frau eine gute Position, und Sie arbeiten eigentlich nur nebenbei, für die Extras sozusagen, nicht wahr? Taschengeld für Kleidung und Ähnliches, was eben junge Männer so haben möchten. 1300 Franc können wir Ihnen als Anfangsgehalt bieten, dazu ein 13. Monatsgehalt, Kantinenessen zu 5 Franc und eine Prämie für regelmäßiges Erscheinen. Unsere Frau Direktor hat diesen Bonus eingeführt. Sie findet, das hebt die Arbeitsmoral der Belegschaft und hält die Leute davon ab, dass sie wegen jeder

30 Kleinigkeit fehlen. So konnten wir bei unseren Herren die Anwesenheitsquote um die Hälfte senken. Aber freilich gibt es immer einige, die zu Hause bleiben, weil das Baby angeblich Husten hat. Wie alt sind denn Ihre Kinder?“

„Sechs und vier Jahre. Beide gehen zur Schule. Ich hole sie jeden Tag nach Dienstschluss ab, bevor ich die Einkäufe erledige.“

„Und wenn sie mal krank sind?“

35 „Dann kümmert sich der Großvater um sie. Er wohnt bei uns in der Nähe.“

„Ausgezeichnet, haben Sie vielen Dank, Herr Batier. Sie werden von uns hören.“

Voller Hoffnung verließ Herr Batier das Büro. Die Personalchefin sah ihm nach. Batier hatte kurze Beine, ging leicht gebeugt, und sein Haar war schon ziemlich schütter.

40 „Frau Palonceau kann kahlköpfige Männer nicht ausstehen“, dachte sie. „Sie hat gesagt: Am liebsten wäre mir ein großer Blonder, gut aussehend und Junggeselle... Und Frau Palonceau wird nächstes Jahr in die Direktionsetage aufsteigen.“

Drei Tage später erhielt Bernhard Batier, geb. Duplat, einen Brief, der begann: „Zu unserem Bedauern...“

(463 Wörter)

Quelle: Lagarde de, F. (1979): Die Bewerbung. In: Demokratische Fraueninitiative (Hrsg.): *Wir Frauen*. <https://www.unterrichtsmaterial.ch/arbeitsblatt/131617-deutsch-textverstaendnis-die-bewerbung-france-de-lagarde>, Abruf: 29.10.2023.

Herbert Eisenreich

Am Ziel

Das also war der Abend zuvor, der Abend vor der Nacht zu dem Tag, der ihm den Triumph bringen sollte! Nun war es so weit, kein Zweifel! Seit Tagen schon hatte sich Doktor Stiasny, ohne dass Gründe zu erfahren gewesen wären, in den Büros der Firma nicht mehr blicken lassen, und an diesem Nachmittag hatte ein Schreiben der

5 Direktion ihn, den „S. g. Herrn Hans Leisiger, Oberinspektor der Vereinigte Zuckerfabriken A. G.“, für den nächsten Vormittag um halb neun Uhr in den kleinen Konferenzsaal gebeten: man habe ihm eine für ihn höchst bedeutsame Eröffnung zu machen.

Ja, dachte Leisiger, in den kleinen Konferenzsaal! Holzgetäfelt, dunkler Parkettboden ohne Teppich, ein Eichentisch und acht geschnitzte Armsessel, ein bauchiger Kachelofen in der Ecke, ein Gemälde der größten, der Inglhofer Fabrik zwischen zwei Hirschgeweihen an der Längsseite gegenüber den beiden Fenstern mit den handgewebten Vorhängen, und unsichtbar in dem Raume sich wölkend der Rauch von Zigarren, vermischt mit Spuren von Gerüchen, die seltsamerweise an erdige

15 Schuhe und an schweißfeuchtes Pferdeleder denken ließen. Dahin hatte man ihn auch geladen, als er Inspektor in der Inglhofer Fabrik wurde, und wenig später wiederum, als er aufrückte in den Rang eines Oberinspektors und hierher zurückversetzt wurde, in die Zentrale. Und so lud man ihn auch diesmal in den kleinen Konferenzsaal- und er wusste, warum! Seit er, vor nunmehr zehn Jahren, in die

20 Firma gekommen war, hatte er nie sein hochgestecktes Ziel aus dem wie anvisierend halb zugekniffenen Auge gelassen, das Ziel, Prokurist und damit Geschäftsführer zu werden - oder, mit einer Deutlichkeit gesagt, die jetzt, am Vorabend seines Triumphes, endlich wohl verstattet sein musste: den Platz einzunehmen, den der Doktor Stiasny innehatte. Und nun war es so weit, nur noch dieser Abend und diese eine

25 Nacht trennten ihn von der festgesetzten Stunde des Tages, der ihn triumphieren sehen sollte, triumphieren nicht mehr bloß über diesen armseligen, über diesen blaß-zerbrechlichen teetassenhäutigen Doktor Stiasny, sondern viel mehr über die Mühsal seines bisherigen Lebens vom zweiundvierzigsten bis zum eben vollendeten zweiundfünfzigsten Lebensjahr, denn seit er eingetreten war in die Firma, hatte er

30 hingearbeitet auf diesen Tag des Triumphes, nicht nur seine vorgeschriebenen acht Stunden täglich und die Überstunden während der Rübenkampagne dazu, o nein! Sondern dreimal acht Stunden eines jeden Tages zehn Jahre lang hatte er dafür gelebt: dafür nicht nur gearbeitet, sondern dafür auch geschlafen, gegessen, sich rasiert, sich (wenn auch immer nur flüchtig) mit Frauen eingelassen, gelesen, Besuche gemacht und empfangen, geraucht, sich geschnäuzt, Medizinen geschluckt, Luft

35 eingeatmet und ausgeatmet ... gelebt nur für diesen einen Tag, für dieses eine Ziel,- mit eiskalter Sachlichkeit, von sich selber kontrolliert bis in die Reflexe der Augenlider und bis in die Träume hinab, so hatte er darauf zugelebt, worüber er allmählich die angestrebten Vorteile, als da sind die finanzielle Besserstellung, das erhöhte

40 Ansehen, die vermehrte Macht, vergessen hatte (genau wie jener Obmann der Rübenbauern in Neustadl, der damals, als durch den großen Streik in der Eisenindustrie auch die Bahn aus den Gleisen kam und die Waggons nicht mehr pünktlich bereitstellen konnte, der damals also partout die von den Bauern der Gemeinde herangefahrenen Rüben einmieten wollte, was ihm, da dies auf seinem Grund und

45 Boden hätte geschehen müssen, eine kleine Summe Geldes eingebracht hätte, und der, um es gegen Leisiger durchzusetzen, was ihm endlich dann aber doch nicht gelang, die doppelte Summe in Gesprächen mit der Direktion vertelephonierte, bis dann doch die Waggons noch kamen und in pausenloser Tag- und Nacharbeit

beladen wurden, - aber daran, und wie bis zur Siedehitze jener Bauer ihn damals
50 geärgert hatte, daran dachte Leisiger schon längst nicht mehr. Er dachte nur an den
Triumph seiner Diplomatie. Seit er in der Firma war, hatte er mit allem, was er tat,
gar nichts anderes getan, als den Ruf, das Ansehen, die Position des Doktor Stiasny
- ‚seines Vorgängers‘, dachte er fiebrig-trunken - unterhöhlt, untergraben, untermi-
niert, und mit welch lautlosen Spatenstichen, mit welch diffiziler Wühlarbeit, mit
55 welcher Spannung zwischen äußerer Nonchalance und innerer Vibration: gleichwie
ein lebenslänglich Gefangener just unter den Ohren seiner hellhörigen Bewacher
sich mit den bloßen Fingernägeln einen Gang in die Freiheit kratzt! Auf vielfach
verschlungenen Umwegen, geschleust durch alle Kanäle von Sympathien und Anti-
pathien innerhalb der Belegschaft, hatte er die Direktion in Kenntnis gesetzt von
60 jedem Missgeschick, von jeder Nachlässigkeit, von jeder auch nur mikroskopisch
kleinen Abweichung, von jeder wirklichen oder scheinbaren Verfehlung des Doktor
Stiasny; hatte zahllose Mittelsmänner, von den Boten bis zum Oberbuchhalter, für
den Transport dieser Nachrichten und Gerüchte eingespannt so unmerklich, dass
keiner sich als sein Werkzeug fühlen konnte. Und hatte andererseits in den Sitzungen
65 ausdrücklich für Stiasny plädiert, natürlich nicht etwa, indem er offenbare Verfeh-
lungen oder Unregelmäßigkeiten Stiasnys bestritt, sondern so, dass er sie entweder
bagatellisierte oder dass er im Charakter des Prokuristen oder in der jeweiligen
geschäftlichen Situation entschuldigende Gründe suchte, immer aber so fadenschei-
nig argumentierend, dass die Entkräftung der Argumente gar nicht ausbleiben
70 konnte.

Und nun war es soweit, nun stand er am Ziel! Mit zitternden Fingern die erloschene
Zigarette aus dem Mundwinkel klaubend, wandte er sich von dem Fenster, aus dem
er in die föhnig-vielfarbige Abenddämmerung gestarrt hatte, zurück in das dunkeln-
de Zimmer. Nun, dachte er, würde es auch notwendig werden, eine größere Woh-
75 nung zu mieten; hier, in Untermiete, wohnte er viel zu provisorisch, gleichsam seit
Jahren nur auf Abruf. Und nun war es so weit! Dieser eine Abend und die Nacht nur
noch trennten ihn, nach zehn randvoll mit Energie erfüllten Jahren, von dem
Moment des Triumphes! Und da spürte er plötzlich die Stille und die Leere dieses
Abends, in den er aus der Höhe seiner Anspannung unvorbereitet hineingestürzt
80 war, eine Stille und Leere, die auch schon den morgigen Tag mit dem großen
Ereignis, wie um es ihm vorzuenthalten, in sich aufsaugte, nichts ihm belassend als
die Last all der Jahre, die er auf den morgigen Tag zugelebt hatte; spürte plötzlich,
indes die kurze Spanne Zeit bis zum nächsten Vormittag ihm ins Endlose zu
entgleiten schien, die summierte Last dieser Jahre überschwer auf seinen Schultern,
85 spürte sie einsinken in die Brust und Jahresringe der Angst um sein Herz legen,
spürte sie sein inneres Wesen zerdrücken, zerquetschen, zermalmen, es beseitigen,
indes sein mächtiger Leib noch aufrecht stand, aber schon mit einem ungekannten
Gefühl der Haltlosigkeit darin: grad als stünde, wo eben er selber noch gestanden,
nur seine Haut noch da, zwar noch der Gewohnheit gehorchend, aber alsbald
90 zusammensackend und liegenbleibend als ein erbärmliches Häuflein, so wie man
sich vorstellt, dass die Kleider eines Ertrunkenen noch tagelang an dem Strande
liegenbleiben, von dem aus er sich zu weit, als dass eine Rückkehr noch möglich
gewesen wäre, aufs offene Meer hinausgewagt hat. Und so, so fand ihn am nächsten
Morgen seine Haushälterin liegen, ein kleines Häuflein wie die Kleider eines Ertrun-
95 kenen am Strand. Um etwa die gleiche Zeit geschah das, als die Herren in dem
kleinen Konferenzsaal bereits an die zehn Minuten gewartet hatten, der Minister
a. D. Dr. h. c., klein, ausgetrocknet, zigarrenrauchend, Bauernbündler und jetzt
Generaldirektor, und der kommerzielle Direktor, Statur eines Fußballspielers,
Nichtraucher, Gesicht wie eine Uhr, und der technische Direktor, ein breithüftiger,

—

100 wie von dauerndem Sitzen geformter Mann, Zigarrenraucher auch er, und als sie
haargenau zehn Minuten gewartet hatten, sagte der kommerzielle Direktor:
„Scheint, er hat den Braten gerochen!" Der technische Direktor wälzte seine Zigarre
zwischen den Lippen, er mochte den kommerziellen Direktor nicht leiden, weil der
immer auch in den Fabriken herumschnüffelte, und er dachte, dass Leisiger eben
105 doch ein Dummkopf war, wenn er glaubte, der erste und einzige zu sein, der auf
solche Weise sich emporzuschrauben gedachte; er hätte wissen müssen, dass diese
Methode bekannt ist; und dass man durch nichts sich so verdächtig macht wie durch
ein Verhalten; das sich zusammensetzt aus Objektivität und Kollegialität! Doch weil
ihm ein passendes Wort dafür nicht einfiel, dachte er mit einer plötzlichen Wendung,
110 als ließe sein Denken sich schalten wie eine seiner Maschinen, an andere Dinge.
„Der Stiasny ist doch", ließ sich nun der Minister a. D. hinter einer Rauchwolke
vernehmen, „der Stiasny ist doch wirklich ein zuverlässiger Mann?" Die beiden
Direktoren nickten. "Ein Starrkopf“, sagte dann der kommerzielle Direktor, „und
immer gleich mit irgend einer vertrackten Theorie bei der Hand, die er in der
115 schlaflosen Nacht vorher erfunden hat. Aber wenn man ihm - in aller Freundschaft,
versteht sich! - das Messer an die Brust setzt, dann ist er tüchtig für zwei!" Hinter
seinem Rauchschleier nickte der Minister a. D., murmelte dann etwas von einer
Gehaltserhöhung für Stiasny, und der technische Direktor dachte, dass sich durch
das Fernbleiben Leisigers alles auf die bequemste Weise geregelt habe. Und dann
120 diskutierten sie, was an diesem Tage sonst noch zur Debatte stand.

(1439 Wörter)

Quelle: Eisenreich, H. (1957): *Böse schöne Welt. Erzählungen*. Stuttgart: Scherz.

Eberhard Fehlau

Der Kugelschreiber

Ein Mitarbeiter will etwas schreiben. Ihm fehlt jedoch ein Kugelschreiber. Sein Kollege hat einen. Also beschließt er, sich diesen auszuborgen. Doch da kommen ihm Zweifel: Was passiert, wenn der Kollege nicht bereit ist, den Stift zu verleihen? Gestern schon verhielt er sich distanziert und grüßte nur flüchtig. Vielleicht war er in Eile. Doch vielleicht war die Hektik nur vorgeschoben und er hat was gegen mich. Aber was? Ich habe ihm doch nichts getan; der bildet sich da bestimmt etwas ein. Wenn jemand von mir einen Kugelschreiber borgen wollte, ich gäbe ihn sofort. Und warum er nicht? Wie kann er mir einen so einfachen Wunsch abschlagen? Leute wie dieser Kerl vergiften das Arbeitsklima. Und dann bildet er sich noch ein, ich sei auf ihn angewiesen. Bloß weil ich gerade etwas zum Schreiben brauche. Jetzt reicht's mir wirklich. — Und so stürmt er an den Schreibtisch seines Gegenübers. Noch bevor sein Kollege etwas sagen kann, faucht ihn der Mitarbeiter an: „Ich komme auch ohne Ihren Kugelschreiber zurecht, Sie Egoist.“

(2006)

Quelle: Fehlau, E. G. (2006): *Konflikte im Beruf*. Planegg: Haufe, S. 33.

Hinweis: Parallelgeschichte zu Kafkas „Der Nachbar“

Speed-Dating mit Gedichten

Als die neue Deutschlehrerin zum ersten Mal den Kursraum betrat, war Tom beeindruckt. Sie machte einen sehr dynamischen und zugleich freundlichen Eindruck. Sie nannten solche Lehrkräfte „Overwhelmis“, weil sie Gefühle erzeugen zwischen „überrollt“ und „überwältigt“ sein.

5 Jedenfall vergaß man schon nach kurzer Zeit, dass man in der Schule war. Natürlich hielt das nicht lange an und das hing mit den vorgeschriebenen Themen zusammen. Erst hörte keiner so richtig zu – aber als es dann hieß: „Dann fangen wir doch am besten mit Gedichten an“, gab es ein allgemeines Aufstöhnen. Tom nutzte das, um die Sache gleich auf den Punkt zu bringen: „Wie Sie vermutlich mitbekommen haben, sind die meisten Leute im Kurs von dem Thema nicht
10 begeistert. Mein Vater würde vielleicht sogar sagen: typisches Trauma.“ Frau Bergmann – so hatte sie sich am Anfang vorgestellt – verlor das verständnisvolle Lächeln und fragte irritiert: „Was hat das mit deinem Vater zu tun?“ „Nun, er ist Psychiater und lernt ständig Leute kennen, die ein Schockerlebnis nicht
15 verarbeiten konnten.“

Das Lächeln kehrte zurück – Frau Bergmann war wieder voll auf dem Gleis: „Und was haben Gedichte mit Schock-Erfahrung zu tun?“
Jetzt kam Ben seinem Freund zu Hilfe: „Naja, man weiß, bei den Klausuren geht es um Noten zwischen eins und sechs und wenn man dann so ein Gedicht bekommt,
20 mit dem man nichts anfangen kann, dann kann man auch gleich abgeben.“
Jetzt war auch Chris endgültig aufgewacht: „Das ist genau der Punkt: Wenn ich auf der Straße jemandem begegne, der unverständliches Zeug von sich gibt, dann sehe ich zu, dass ich verschwinde. Bei Gedichten muss ich mich aber mit jedem Unsinn auseinandersetzen.“

25 Alle warteten jetzt auf eine heftige Reaktion der Lehrerin. Aber es kam ganz anders: „Da hast du etwas Richtiges gesagt. Gedichte haben im Unterschied zu Sachtexten erst mal keinen Sinn. Den musst du als Leser herstellen.“
Chris war mit der Antwort noch nicht zufrieden: „Und wenn es schief geht, bekomme ich eine sechs?“ „Ja, sorry, nein“ Man merkte, dass Lehrkräfte solch eine
30 Note eher aus einer Couch-Position aus sehen. „Was ich sagen wollte: Das ist das Grundproblem des Deutschunterrichts, dass man viel zu sehr auf richtig oder falsch setzt. Streng genommen gibt es das bei Literatur aber gar nicht oder sollte es zumindest in der Schule nicht geben.“

Jetzt reichte es Yana. Sie mochte solche uferlosen Diskussionen überhaupt nicht, sondern wollte lieber ihre Sachen abarbeiten und dann war's gut: „Dann können wir doch jetzt gehen? Wenn sowas wie Gedichte im Unterricht nichts zu suchen
35 hat.“

Frau Bergmann bemühte sich um Schadensbegrenzung: „Doch, Gedichte haben schon etwas im Deutschunterricht zu suchen, aber man geht häufig falsch ran.“
40 „Was ist denn das Falsche?“ Das musste man Yana lassen, sie blieb dran.
„Nun, dass man Gedichte wie eine Rechenaufgabe betrachtet, bei der ganz bestimmte Wege eingehalten werden müssen und am Ende muss letztlich ein richtiges Ergebnis rauskommen.“

„Und was können wir hier anders machen?“ Es war still im Kurs – alle warteten auf
45 irgendetwas wie Erlösung.

„O, man lässt sich erst mal auf den Text ein und schaut, was er mit einem macht. Im Privatleben kann man dann erfreut weiterlesen oder ihn beiseitelegen. Die Schule ist aber gerade dafür da, solche Reaktionen zu überprüfen, damit man sich und

50 sein Verhältnis zum Text besser versteht. Wer immer nur bei seinem ersten Eindruck bleibt, dem entgeht viel im Leben. Nicht immer gibt es Liebe auf den ersten Blick. Viele Leute haben sich sogar über ihren späteren Partner erst geärgert – aber das war eigentlich schon ein Zeichen von Interesse.“

55 Denkt doch einfach mal an die Beziehungen, die ihr so kennt. Hat es da immer beim ersten Mal gefunkt? Mehr Chancen hat eine Beziehung doch auf jeden Fall, wenn man nach dem ersten Eindruck noch genauer hinschaut, vielleicht auch mit einem guten Freund darüber redet.“

60 Überall gab es jetzt erstaunte Gesichter. „Sollen wir uns jetzt in Gedichte verlieben?“

„Nein, aber ihr sollt ihnen eine Chance geben. Also gewissermaßen Speed-Dating mit Nachspiel.

Natürlich war es jetzt Yana wieder, die zu ihrem „Und gut is!“ kommen wollte: „Also dann: Warum machen wir das bei Gedichten nicht wie beim Speed-Dating?“ Kurz drauf gucken und dann schauen, ob sich das Nachspiel lohnt.

65 Es gab eine kurze Pause, dann hatte Frau Bergmann anscheinend die Idee verarbeitet: „Das ist wirklich eine tolle Idee. So machen wir das. Ich bringe nächste Stunde für jeden von euch ein Gedicht mit und ihr lest es eurem Gegenüber dann vor und versucht, darüber ins Gespräch zu kommen. Hinterher überlegen wir gemeinsam, bei welchen Gedichten sich ein ‚Nachspiel‘ – ein wirklich passendes Wort – lohnt.“

70 Nach einem kurzen Blick auf die Uhr fügte Frau Bergmann noch hinzu: „Ach und noch eines: Natürlich kann mir jeder ein Gedicht, das er interessant findet, in mein Fach legen lassen. Dann habe ich weniger Arbeit und ihr könnt euch hinterher nicht über die Auswahl beschweren.“

75 Den Schlusspunkt setzte Sophie, die sich immer erst meldete, wenn es um Kreativität ging. „Dürfen wir auch selbst geschriebene Gedichte mitbringen?“ Jetzt lief Frau Bergmann zu Höchstform auf – wenn sie Schüler einbeziehen konnte, kannte ihre Begeisterung anscheinend keine Grenzen: „Du hast mich auf einen guten Gedanken gebracht. Ich werde dein Gedicht wie alle anderen in Druckform präsentieren und bei allen Gedichten den Verfasser weglassen. Dann wollen wir doch mal sehen, ob dein Gedicht nicht vielleicht hinterher zu den auserwählten gehört.“

80 Das letzte, was die Lehrerin vor dem Rausgehen sah, war das Strahlen in den Augen von Sophie.

(Wörter: 893)

Quelle: Frerich, H.: *Speed-Dating mit Gedichten*.

<https://www.schnell-durchblicken2.de/kg-speed-dating-gedichte>, Abruf:
28.10.2023.

Roswitha Fröhlich

Die Halle Ypsilon

- „He, Heinerle, he!“, rief ich.
Aber es antwortete niemand. Ich war allein in dem großen Raum. Nur die Roboter arbeiteten.
„He, Heinerle, he!“, rief ich noch einmal.
Jetzt trat einer der Roboter hervor – es war der Aufseher. Langsam kam er auf mich zu. „Sie
5 wünschen?“, fragte er.
„Ich suche meinen Sohn“, sagte ich. Er muss hier irgendwo in der Halle sein. Vor zwei Tagen
habe ich ihn noch gesehen.“
„Sie waren demnach schon einmal hier?“, fragte der Roboter.
Ich nickte stumm. Meine Augen suchten weiter.
- 10 „He, Heinerle, he!“, rief ich wieder.
„Wer ist Heinerle?“, fragte der Roboter und kam ein Stück näher.
Ich vermied es, ihm eine Antwort zu geben. Wenn er nicht von selbst wusste, wer Heinerle ist,
konnte er mir sowieso nicht helfen.
„Suchen Sie!“, befahl der Roboter. „Vielleicht hält er sich versteckt.“
- 15 Ich suchte weiter. Vorsichtig bewegte ich mich zwischen den Maschinen vorwärts. Aber kein
Heinerle war zu sehen.
„Vielleicht haben Sie sich geirrt?“, fragte der Roboter.
„Vielleicht“, sagte ich.
Von draußen drang grelles Licht herein. Ich merkte, dass ich am Ende der Halle angelangt war.
- 20 „He, Heinerle, he!“, rief ich ein letztes Mal. Aber noch während ich rief, wusste ich, dass es
vergebens war. Heinerle ist verloren, dachte ich. Sie haben ihn zu einem der ihren gemacht.
Er hat keine Seele mehr. Er ist nicht mehr mein Kind.
„Suchen Sie ihn in Halle Ypsilon!“, sagte der Roboter. „Dort arbeiten die Ehemaligen.“
„Wen meinen Sie mit Ehemaligen?“, wollte ich fragen. Aber ich fragte es nicht.
- 25 Ich schloss die Augen vor dem Licht, das mich nun blendete. Jetzt stand ich draußen. Ich
suchte die Halle Ypsilon. Ich suchte und suchte ...
Dann wachte ich auf, weil der Wecker schrillte.
„Heiner muss zur Schule!“, sagte ich laut, damit ich es hören konnte. „Heute ist Mittwoch. Ich
muss ihm jetzt das Frühstück machen!“
- 30 Ich ging in Heiners Zimmer, um ihn zu wecken.
„Verdammt“, sagte er und gähnte. Er sah normal aus, seine Hände waren aus Fleisch und Blut.
Noch ist er mein Kind, dachte ich und verstaute die Spielzeugroboter, die neben seinem Bett
herumstanden, im Schrank. Noch haben sie keine Gewalt über ihn. Aber wie wird es sein, wenn
sie ihn zu einem der ihren machen?
- 35 Wenn ich wenigstens wüsste, wo die Halle Ypsilon ist ...
Kein Mensch ahnt, was für Angst ich habe.

Folgen einer Bewerbung

Mayer ist fassungslos, er hat den Bewerber cool abserviert und aus seinem Büro komplementiert. Grubmüllers Selbstbewusstsein war zu sehr spürbar. Seine Entscheidung war fair und sachlich. Plötzlich schreit dieser Bewerber, dass er, Mayer, ihn belästige. Grubmüller hat schreiend sein Büro verlassen, seine Assistentinnen sind Zeuginnen dieses Auftrittes geworden. Was werden sie von ihm denken? Von ihm, einer Respektsperson mit tadellosem Ruf? Einem treuen, verlässlichen Familienvater? Er hat sich nichts zu Schulden kommen lassen, noch nie, stets war er streng, aber gerecht zu seinen Mitarbeitern. Mit seiner Hilfe wurde leistungsorientierte Bezahlung im Unternehmen eingeführt - auch wenn es Widerstand gab, weil Differenzierung wachsende Ungleichheit bedeutet. Na und? Er ist davon überzeugt, dass sich Leistung messen lässt. Immer. Und dann so etwas! Es gibt Potentialgespräche und Beurteilungen. Wie wird man ihm das auslegen und gegen ihn verwenden, wie kann er verhindern, dass sich das herumspricht? Was, wenn sich dieser Grubmüller tatsächlich an die Medien wendet? Wichtig ist, dass sich die Mitarbeiter über ihn positiv äußern. Angefangen bei den Assistentinnen. Welche Meinung haben sie über ihn? Er war stets ein guter, vorbildlicher Chef. Gut, er ist autoritär, hat manchmal von ihnen verlangt, dass sie Überstunden machen, wenn er wusste, sie haben etwas vor, eine kleine Schikane. Aber eben nur eine kleine. Manchmal hat er sie angeschrien, aber haben sie das nicht selbst provoziert? Er muss seine Vorgesetzte über den Vorfall informieren, bevor er in der Position ist, sich verteidigen zu müssen. Schließlich ist er glaubwürdiger als irgendein Bewerber. Soll er die Rechtsabteilung einschalten?

Mayer beschließt, den Betriebsrat Karl-Heinz Sauber zu sich zu rufen, um die Sache klar zu stellen. »Ich habe niemanden belästigt«, beginnt er seinen Bericht und erzählt vom Bewerbungsgespräch mit Grubmüller. Der Betriebsrat glaubt selbstverständlich Mayer. Er glaubt an Mayer. Mayer ist über jeden Zweifel erhaben. Anwürfe von außen müssen unterbunden werden. Betriebsrat Sauber hat einen exzellenten Draht zu den Managern und der Personalabteilung. Das weiß Mayer für sich zu nutzen. Ihm missliebige Mitarbeiter hat er zu Sauber geschickt, um eine einvernehmliche Lösung herbeizuführen. Karl-Heinz Sauber war sich immer schon bewusst, dass es faule und nicht motivierte Mitarbeiter gibt, vor denen die Firma geschützt werden muss. Er versteht es, gesamtwirtschaftlich zu denken. Das Ergebnis wirkt sich auch positiv auf Sauber aus. Er findet Zustimmung und Anerkennung im Management. Er ist gerne Betriebsrat. Sauber hat Handschlagqualität und es ist ihm wichtig, mit dem Management eine Basis, eine Symbiose zu bilden, schließlich will er etwas bewegen, er will die Firma weiterbringen und die Gewinne erhöhen. Und er denkt an seine Zukunft. Er will weiterkommen — nach seiner Zeit als Betriebsrat. Er will kein Rädchen sein in diesem Unternehmen, sondern ein Rad. Er hat die besten Voraussetzungen dazu. Er kennt die Firma wie kein anderer. Er wäre der bessere Personalchef. Er wäre der ideale Manager. Er wüsste, wie Mitarbeiter und die Firma zu führen sind! Es ist ihm wichtig, beliebt zu sein. Er ist ein aufgeschlossener Mensch. Sauber ist eben ein ehrlicher Mensch. Er vermeidet Konflikte. Er hasst Auseinandersetzungen. Er ist offen und glaubwürdig. Sauber ist ein sehr sympathischer Betriebsrat: er ist einer, der Pragmatik demonstriert, der Kompromisse sucht und auf Harmonie orientiert ist. Er ist kein Zweifler. Er hat Vertrauen ins Management. Er hat es nicht notwendig, andere zu kritisieren. Und er wird nicht müde zu betonen, wie anstrengend und schwierig die Betriebsratsarbeit ist.

45 Sauber sagt, »Jeder hier weiß, wie integer Sie sind, Herr Mayer. Niemand wird daran zweifeln. Ich werde Sie schützen. Nächstes Jahr sind Betriebsratswahlen, jede Stimme zählt.« Mayer ist zufrieden. Er wird Sauber bei der Wahl unterstützen, selbstverständlich. Außer Sauber wird ja niemand kandidieren. Hoffentlich.

50 Karl-Heinz Sauber hat mit Mayer eine gute Basis und vertrauensvolle Zusammenarbeit erreicht, er möchte keinesfalls, dass Mayer irgendetwas passiert. Als Erstes geht Sauber zu Mayers Assistentinnen und erklärt ihnen: »Der Vorfall mit diesem Bewerber ist völlig absurd. Herr Mayer würde sich nie inkorrekt verhalten, das wissen Sie doch aus eigener Erfahrung, oder? Herr Mayer ist unverzüglich zu mir gekommen und hat mir in aller Offenheit von dieser Gemeinheit berichtet. Herr Mayer hat nichts Unanständiges gemacht, das hat er mir versichert und ich glaube ihm, Herr Mayer genießt höchstes Vertrauen. Herr Mayer sagt die Wahrheit, er ist ehrlich und sozial kompetent. Auf ihn kann man sich verlassen. Herr Mayer ist ein gläubiger Mensch, er handelt stets aus christlichen Motiven. Er ist Mitglied des Kirchenchors, haben Sie das gewusst?«

55 »Menschen wie Mayer«, antwortet eine der Assistentinnen mit einer Klangfarbe im freundlichen Umgangston, die keinen Widerspruch duldet, »bekommen erst durch eine Niederlage ein Profil, das die Chance auf Sympathie birgt. Es ist aber nur eine Chance, eine kleine Chance.«

60 Sauber hat nicht ganz verstanden, was sie damit sagen will, aber er wird es Mayer beim nächsten gemeinsamen Casinobesuch, zu dem ihn Mayer regelmäßig einlädt, erzählen.

(786 Wörter)

Quelle: Margit Hahn (2006): *Totreden. Erzählungen*. Innsbruck: Skarabaeus.

Herbert Heckmann

Die Wohltaten des Löffels

Er ächzte und das Sofa unter ihm. Seine mächtige Brust hob und senkte sich unter weit ausholendem Atem. Sein behaarter Finger steckte in einem Buch, das er angewidert weit von sich hielt. Es war ein Kochbuch. Der Finger ruhte zwischen den Seiten 162 und 163.

5 Es gibt Leute, die Partituren lesen, die mit einer musikalischen Phantasie selbst ein Waldhorn rein vor das geistige Ohr bringen, rein, sage ich: es gibt aber wenige, die mit einem geistigen Zungenschlag die Partitur eines Kochrezepts lesen können. Für sie werden die Ahnungen Düfte, die Phantasie aber eine Bratpfanne, auf der die zarten Nierchen, das Herz einer Nachtigall oder die Zunge eines Ochsens schmort: je nachdem. Schön! Er lag auf dem Sofa und schaute zur Decke, auf der Zunge irrlichernder Wohlgeschmack. Schließlich warf er das Buch an die Wand, erhob sich schwerfällig und ging zum
10 Fenster.

"Beim Gott des Löffels! Die Buchstaben sind Pfeffer, den uns die Phantasielosigkeit in die Augen streut." Sieben Personen hatte er eingeladen: Freunde und Freundinnen; sieben Briefe hatte er geschrieben, jedesmal um die richtigen Worte bemüht; sieben Speisen hatte er sich ausgedacht, als er nachdenklich auf dem Sofa lag, jedem nach Zungenmaß.

15 Mit Majoran und Salbei wollte er besänftigen; Pfeffer, Paprika und Sellerie sollten in Trab bringen; ein Trüffelragout gegen die Trivialität: Mohn und honiggefüllte Äpfel geben den Nachgeschmack der Kindheit; Thymian, Nelken, Lorbeerblätter und Pfefferkörner gegen das Phlegma und den Herzenströdel. Dill und Kümmel wie Beizgewürz, um die Lebensgeister aus der melancholischen Dämmerung hervorzulocken; zartgekochte Eier schließlich für alle Fälle und dazu Flaschen bauchig
20 und voll — zum Teufel! Die Zunge windet sich in Qualen, was sind Gedanken schon für einen Schmecker!

Der Hunger ist eine Fundgrube, aber die Satttheit der Totengräber der Lust. Mit diesen Gedanken ging er in die Küche, krepelte sich die fumel hoch, wetzte ein Messer am Stahl und schnitt das Fleisch in kleine Würfel. Bald war er hinter wohlriechenden Dämpfen verschwunden. Zuweilen schmatzte er
25 befriedigt, wenn er den Löffel zur Probe an die Lippen führte: in einem Kuß erschloß sich ihm der Wohlgeschmack. Eine Prise Salz, mit Pfeffer den Geschmack anschüren? Das Fleisch tanzte im kochenden Wasser. Geruch von Majoran umwarb ihn. Er stand abwartend vor den zischenden Töpfen und sang, aber bleiben wir bei den Kochkünsten. Während er halbwegs geduldig den Reigen der Töpfe überwachte, dort die Hitze vergrößerte, hier abkühlte, hatte er die Vorstellung, seine Gäste
30 säßen in den Töpfen und würden sich in dem Gewürzsud winden und drehen. Eil!

Er riß das Fenster auf und schenkte dem Abend Wolken von Wohlgeruch. Bald müßten sie eintreffen. Bald. Er trat an den Spiegel, strich die Haare aus dem Gesicht und übte einige Takte Bonhomie. Wieder ging er zum Fenster und schaute auf die Straße hinunter, über die sich Dämmerung senkte.

Er schaute auf die Uhr. Der kleine Zeiger wischte- besänftigend über die Ziffern. Es war schon spät.
35 Er lief zur Tür und öffnete sie. Im Treppenhaus hörte er Schritte, die sich entfernten. Unruhig schritt er auf und ab, das Echo der schon lange verstummten Klingel im Ohr. Sein Hemd klaffte vor der Brust auseinander, seine Füße steckten in abgetretenen Pantoffeln, die Knöpfe seiner Jacke waren abgerissen, aber aus der Brusttasche winkte ein weißes Taschentuch. O Gott, ein Kavalier, der sich über die Formalitäten der Kleidung hinwegsetzt! Er ging in die Küche zurück und setzte eine Flasche
40 an die Lippen.

Wozu noch Umstände? Der Duft von durchwürztem Fleisch lockte. Er stieß eine Gabel in einen Topf und holte ein rosenfarbenes Nierchen hervor, das er versonnen in den Mund steckte. Die Gabel schleckte er ab, bis er das Metall schmeckte.

"Dieses Jahrhundert bringt nur halbgezeugte Laien hervor."

45 Er eilte wieder zur Tür, wo er das Geräusch zaghafter Schritte zu hören glaubte. Er breitete die Arme aus, aber niemand sank an seine Brust. Für einige Zeit lebte er von den Täuschungen der Erwartung, dann war er versucht, einfach ein paar Zeitgenossen von der Straße aufzulesen. Man könnte zwischen den dampfenden Bissen über die Nichtswürdigkeit der Epoche diskutieren. Man könnte. Das Essen wäre lautschmatzendes Einverständnis. Aber der Hunger vergeht wie ein.
50 Tropfen auf heißer Herdplatte.

Nichts geschah. Keine Klingel weckte den Gastgeber zu geselligen Taten. Der Geruch wurde bissiger.

"Sie müssen bald kommen."

Er wußte, daß es nur noch verzweifelter Wunsch war. Die Wand vor ihm schien sich unter seinen Blicken zu wellen. Eine aufdringliche Welt von Ahnungen suchte ihn heim. Die Flecken auf der Tapete
55 wuchsen zu hämischen Fratzen, die das Maul gefräßig weit aufrissen. Es blieb nicht mehr viel Zeit. Die Delikatessen schrumpften zu ledernen Happen. Der Dampf trug das Beste unter die Decke, und beherzt, da er nicht mehr glaubte, einen hungrigen Zeitgenossen und Freund zu finden, setzte er sich an den Tisch, füllte sein Glas bis zum Rande und hob es gegen die Lampe, daß ein Schimmer Rot über sein Gesicht fiel.

60 "Auf eine Zeit, in der der Hunger wie eine Seuche herrscht."

Er machte nicht viel Worte: wer hätte auch zugehört! Er füllte seinen Teller und aß verzweifelt, mit den schärfsten Gewürzen den Hunger aus den verborgensten Winkeln seines Magens hervorlockend. Er ging die Speisen der Reihe nach durch, fühlte sich zu Bocksprüngen aufgelegt, lachte, trank und kaute. Seine Backen glühten. Er war auf vielfältige Art glücklich, zwischen
65 Trunkenheit und Thymianträumen. Er aß noch, als er die Hosen aufknöpfen mußte. Über den leeren Tisch hin regierte er mit lauten Trinksprüchen. Es lebe, es lebe, es lebe und — mitten in der Zuversicht seiner Worte — stürzte er vom Stuhl.

Die Putzfrau fand ihn am nächsten Morgen zwischen erkalteten Speisen. Sie rief einen Nachbarn, der den schweren, leblosen Körper auf das Sofa hob. Er öffnete ihm die Jacke und entdeckte in der
70 Brusttasche sieben Briefe. In der Meinung, einen Aufschluß über den Selbstmord zu finden, an dem er unter den gegebenen Umständen nicht mehr zweifeln konnte, brach er einen Brief auf und las: "Fritz Bemoulli gibt sich die Ehre

Wortklärung: Bonhomie = Biederkeit

(976 Wörter)

Quelle: Heckmann, H. (1962): Die Wohltaten des Löffels. In Wagenbach, K. (Hrsg.): *das atelier 1. Zeitgenössische deutsche Prosa*. Frankfurt am Main: Fischer.

Franz Hohler **Was in ein Land reingeht (2010)**

Die Schweiz ist ein kleines Land.

Und doch liegen in den Schatztruhen ihrer Banken Vermögen aus dem Ausland im Wert von 3 000 bis 4000 Milliarden Franken. So genau kann und will das niemand wissen. Damit für die alten Menschen im Inland gesorgt ist, vertrauen auch die

5 Pensionskassen ihr Vermögen, das sie zur Auszahlung der Renten anhäufen müssen, den Banken an. Diese Zahl kennt man genauer, es sind 700 Milliarden Franken. Die Banken tragen schwer an dieser Verantwortung, und am schwersten diejenigen, die an ihrer Spitze stehen. Deshalb haben diese auch eine entsprechende Entlohnung zu gut. Der oberste Verantwortungsträger der
10 zweitobersten Bank verdient zum Beispiel 19,5 Millionen im Jahr. Das sind am Tag 53424 Franken, oder ein Stundenlohn von 2226 Franken, Tag und Nacht, werktags und sonntags.

Ein Mensch, der 2200 Franken im Monat verdient, gilt in der Schweiz bei den hier herrschenden Lebenskosten als arm und muss sich, wenn er nicht zu
15 stolz dazu ist, an die Sozialhilfe wenden. Man schätzt, dass zur Zeit mindestens 700000 Personen diese Hilfe beanspruchen.

In der Schweiz leben 7,7 Millionen Menschen. Von 11 Menschen ist also einer arm. Wenn man die Vermögen aller Schweizer zusammenzählt und sie dann durch die Zahl der Einwohner teilt, kommt man auf 814500 Franken pro Kopf, oder pro
20 Hintern, denn man hockt eher mit dem Hintern auf dem Geld als mit dem Kopf. Damit ist die Schweiz das reichste Land der Welt, und zwar vor Dänemark, Schweden und den Vereinigten Staaten von Amerika.

Hierzulande kann ein Mund jedes Jahr 49,9 kg Brot essen, 57,2 Liter Bier trinken, 52,3 kg Fleisch verschlingen, 12,4 kg Schokolade verzehren und 3,4 kg Bonbons
25 schlecken. Ich spreche hier vom durchschnittlichen Mund, nicht vom unterdurchschnittlichen. Aber auch der oberdurchschnittliche Mund kann nicht mehr essen und trinken, als in einen Magen geht, besseres allerdings schon.

Die Nervenleitungen im menschlichen Gehirn, und das gilt nicht nur für Schweizer Gehirne, die haben, würde man sie auseinandernehmen und
30 hintereinander legen, eine Gesamtlänge von 180000 Kilometern, man könnte also mit einem einzigen Gehirn über vier mal [sic!] den Erdball umspannen. Rechne: Wie oft kann man mit 7,7 Millionen Gehirnen unsere Erde umwickeln? Und wieviel Gehirnlänge braucht es wohl, um die Armut zu verhindern, in der Schweiz und auf der Welt?

(371 Wörter)

Quelle: Spinner, K. H.: Neueste Kurzprosa. *Praxis Deutsch*. 249/2015, S. 25.

Franz Kafka
Der Nachbar

1 Mein Geschäft ruht ganz auf meinen Schultern. Zwei Fräulein mit Schreibmaschinen und
2 Geschäftsbüchern im Vorzimmer, mein Zimmer mit Schreibtisch, Kasse, Beratungstisch, Klubsessel und
3 Telephon, das ist mein ganzer Arbeitsapparat. So einfach zu überblicken, so leicht zu führen. Ich bin
4 ganz jung und die Geschäfte rollen vor mir her. Ich klage nicht, ich klage nicht.
5 Seit Neujahr hat ein junger Mann die kleine, leerstehende Nebenwohnung, die ich ungeschickterweise so
6 lange zu mieten gezögert habe, frischweg gemietet. Auch ein Zimmer mit Vorzimmer, außerdem aber
7 noch eine Küche. - Zimmer und Vorzimmer hätte ich wohl brauchen können - meine zwei Fräulein
8 fühlten sich schon manchmal überlastet -, aber wozu hätte mir die Küche gedient? Dieses kleinliche
9 Bedenken war daran schuld, daß ich mir die Wohnung habe nehmen lassen. Nun sitzt dort
10 dieser junge Mann. Harras heißt er. Was er dort eigentlich macht, weiß ich nicht. Auf der Tür steht:
11 „Harras, Bureau“. Ich habe Erkundigungen eingezogen, man hat mir mitgeteilt, es sei ein Geschäft ähnlich
12 dem meinigen. Vor Kreditgewährung könne man nicht geradezu warnen, denn es handle sich doch um
13 einen jungen, aufstrebenden Mann, dessen Sache vielleicht Zukunft habe, doch könne man zum Kredit
14 nicht geradezu raten, denn gegenwärtig sei allem Anschein nach kein Vermögen vorhanden. Die
15 übliche Auskunft, die man gibt, wenn man nichts weiß.
16 Manchmal treffe ich Harras auf der Treppe, er muß es immer außerordentlich eilig haben, er huscht
17 förmlich an mir vorüber. Genau gesehen habe ich ihn noch gar nicht, den Büroschlüssel hat er schon
18 vorbereitet in der Hand. Im Augenblick hat er die Tür geöffnet. Wie der Schwanz einer Ratte ist er
19 hineingeglitten und ich stehe wieder vor der Tafel „Harras, Bureau“, die ich schon viel öfter
20 gelesen habe, als sie es verdient.
21 Die elend dünnen Wände, die den ehrlich tätigen Mann verraten den Unehrllichen aber decken. Mein
22 Telephon ist an der Zimmerwand angebracht, die mich von meinem Nachbar trennt. Doch hebe ich das
23 bloß als besonders ironische Tatsache hervor.
24 Selbst wenn es an der entgegengesetzten Wand hinge, würde man in der Nebenwohnung alles hören. Ich
25 habe mir abgewöhnt, den Namen der Kunden beim Telephon zu nennen. Aber es gehört natürlich nicht viel
26 Schlauheit dazu, aus charakteristischen, aber unvermeidlichen Wendungen des Gesprächs
27 die Namen zu erraten. - Manchmal umtanze ich, die Hörmuschel am Ohr, von Unruhe gestachelt, auf den
28 Fußspitzen den Apparat und kann es doch nicht verhüten, daß Geheimnisse preisgegeben werden.
29 Natürlich werden dadurch meine geschäftlichen Entscheidungen unsicher, meine Stimme zitterig. Was
30 macht Harras, während ich telephoniere? Wollte ich sehr übertreiben - aber das muß man oft, um sich
31 Klarheit zu verschaffen -, so könnte ich sagen: Harras braucht kein Telephon, er benutzt meines, er hat
32 sein Kanapee an die Wand gerückt und horcht, ich dagegen muß, wenn geläutet wird, zum Telephon
33 laufen, die Wünsche des Kunden entgegennehmen, schwerwiegende Entschlüsse fassen, großangelegte
34 Überredungen ausführen - vor allem aber während des Ganzen unwillkürlich durch die Zimmerwand
35 Harras Bericht erstatten.
36 Vielleicht wartet er gar nicht das Ende des Gespräches ab, sondern erhebt sich nach der Gesprächsstelle,
37 die ihn über den Fall genügend aufgeklärt hat, huscht nach seiner Gewohnheit durch die Stadt und, ehe ich
38 die Hörmuschel aufgehängt habe, ist er vielleicht schon daran, mir entgegenzuarbeiten.

(525 Wörter)

Quelle: Kafka, F. (1917). *Der Nachbar*. In Raabe, P. (Hrsg., 1970): *Franz Kafka - Sämtliche Erzählungen*.
Frankfurt am Main: Fischer, S. 300.

Hinweis: Parallelgeschichte dazu „Der Kugelschreiber“ von Fehlau.

Heinz Knappe

Persönliche Vorstellung

Das Arbeitszimmer war eindrucksvoll, selbst für einen Abteilungsleiter. Groß, hell und einladend – überhaupt wirkte die ganze Personalabteilung viel heller und freundlicher als sie erwartet hatte. Sie saß auf der Vorderkante des Besuchersessels, die Tasche mit den Originalzeugnissen auf dem Schoß, und ihr Gesicht glühte vor Erwartung. Es war ihre erste persönliche Vorstellung. Nach einer schriftlichen Bewerbung hatte sie umgehend eine Einladung zu einem persönlichen Gespräch mit dem Personalchef erhalten, und empfand nun leisen Stolz über diesen Erfolg: Es war ihre Belohnung für durchgebüffelte Nächte und versäumte Fernsehkrimis.

Die Knie eng aneinandergedrückt, lächelte sie konzentriert in sein violettes Gesicht. Sie nahm den dezenten Duft wahr, der von ihm ausging, einen Duft von Gepflegtheit und teurem Rasierwasser, und wünschte sich ihren Vater ebenso. Ihr Vater roch nach Schweiß, wenn er von der Arbeit kam, und sein Kinn war sichtbar unrasiert. Ihre Zeugnisabschriften lagen auf dem Schreibtisch. Sie sah seinen Händen zu, die über ihr Bewerbungsschreiben strichen, gepflegten Händen mit sauberen, kurzgefeilten Nägeln, und verglich auch sie mit den Händen ihres Vaters. Seine Nägel waren abgebrochen und nur selten richtig sauber. Sie freute sich schon darauf, in diesem Unternehmen zu arbeiten; in einer Welt, in der alles neu, freundlich und harmonisch aussah.

Sie sog die Atmosphäre des Zimmers ein wie den Duft seines Rasierwassers und wartete darauf, dass der nun endlich etwas sagen würde. Über ihre Einstellung, wann sie anfangen durfte oder über ihre wirklich guten Zeugnisse. Als sie hereingekommen war, hatte er einen kleinen überraschten Blick auf ihre Beine geworfen, und sie hätte beinahe drüber gelächelt. Sie kannte diesen Blick auf ihre Beine: Alle sahen immer zuerst auf ihre Beine und danach in ihr Gesicht.

Er strich noch einmal über ihre Zeugniskopien, und als sie gerade dachte, nun würde er etwas sagen, klopfte es. Eine Sekretärin schob einen Servierwagen herein.

„Möchten Sie jetzt Ihren Kaffee, Herr Doktor?“ Ihre Frage klang so ungezwungen freundlich wie seine Antwort: „Ja, der wäre jetzt genau richtig, danke. Und geben Sie uns bitte eine zweite Tasse dazu.“ Während die Sekretärin den Kaffee einschenkte, wandte er sich seiner Besucherin zu: „Sie trinken doch eine Tasse mit?“

„Oh ja, danke, gern.“ Sie freute sich. Das war es, was man in der Anzeige mit dem „guten Betriebsklima“ gemeint hatte. Alles hier besaß Stil. Atmosphäre. Es war schön, endlich erwachsen zu sein. Als Erwachsene in einem solchen Unternehmen arbeiten zu dürfen.

„Möchten Sie Milch oder Zucker?“ fragte er höflich und griff nach dem Sahnekännchen.

„Danke, nein“, antwortete sie fast erschrocken. Sie trank ihren Kaffee zu Hause zwar immer mit Milch und Zucker, aber es war ihr peinlich, sich von ihm bedienen zu lassen. Auch wenn er sie bereits wie eine geschätzte Mitarbeiterin behandelte, nicht wie eine Anfängerin. Sie trank einen Schluck Kaffee. Er war gut, nur sehr stark. Mit Milch und Zucker hätte er sicher besser geschmeckt. Sie überlegte, ob sie noch nachträglich darum bitten sollte, aber das wäre dann wie eine Kritik am Kaffee erschienen.

„Tja, Ihre Bewerbung ...“ Er schob seine Tasse etwas beiseite, und sie strahlte ihn erwartungsvoll an. „Sie haben noch keine Berufserfahrung?“

„Nein.“ Sie reagierte völlig verwirrt, wusste nicht sofort, worauf er hinauswollte.

„Tja ...“ Er wiegte bedauernd den Kopf und strich noch einmal über ihre Zeugniskopien. „Tja, wir hatten für unsere Korrespondenzabteilung eigentlich eher an Mitarbeiterinnen gedacht, die bereits selbstständig arbeiten können. Also an
50 Damen mit mehrjähriger Erfahrung.“
„Aber in Ihrer Anzeige stand doch, dass Sie auch Berufsanfängerinnen ...“
Sie stockte, versuchte es zu begreifen.
„Tut mir leid“, sagte er, und die Gläser seiner randlosen Brille schienen jetzt abweisend zu funkeln. Nicht mehr so freundlich wie noch vor einer Minute.
55 „Aber ich hatte doch in meiner Bewerbung ..., und Sie hatten doch geschrieben ...“
Das erwartungsvolle Lächeln auf ihrem Gesicht erlosch, und sie senkte den Blick auf ihre Knie. Sie verstand endlich. Nach der persönlichen Vorstellung paßte sie nicht mehr in den Mitarbeiterstab dieses Unternehmens. Sie hätte die Harmonie gestört. Die unbefangene Atmosphäre. In der Schule hatten auch manche
60 aufgehört, von ihrem letzten Tanzabend zu berichten, wenn sie dazugekommen war.
„Wir haben ja Ihre Anschrift“, sagte er. „Wenn wir wieder Berufsanfängerinnen einstellen, setzen wir uns mit Ihnen in Verbindung.“ Er erhob sich und streckte ihr die Hand hin. „Auf Wiedersehen. Es tut mir leid, dass Sie sich umsonst herbemüht
65 haben.“
„Oh bitte, das macht doch nichts“, antwortete sie mit einem vor Anstrengung steifen Gesicht. Ihr Blick fiel auf die Kaffeetasse, aus der erst ein Schluck fehlte – gut, daß sie nicht noch um Milch und Zucker gebeten hatte. Sie stand auf und streckte ebenfalls die Hand aus. „Auf Wiedersehen“.
70 Sie nahm seine Hand, seine kühle, gepflegte Hand mit den sehr sauberen, kurzgefeilten Nägeln, und dachte wieder an die Hände ihres Vaters. An seine schwieligen Maurerhände mit den abgebrochenen Fingernägeln; an Hände, die nicht glatt waren und kalt, sondern rauh und gut.
Sie ging hinaus, und ihre Spezi­alschuhe mit den Stützschi­en klapperten so
75 entsetzlich, dass sie meinte, seinen Blick auf ihren verkümmerten Beinen körperlich zu spüren. An der Tür stolperte sie ein wenig, weil das Teppichmuster vor ihren Augen verschwamm, und sie wünschte, sie hätte ihre Krücken mitgenommen, anstatt sie, um des guten Eindrucks willen, zu Hause zu lassen. Es hatte ja auch doch nichts genutzt. Als sie die Tür öffnete, lächelte sie ihm noch
80 einmal zu, und hoffte, sie würde hinausgelangen, ehe ihr die Tränen herabliefen.

(895 Wörter)

(Der Text wurde in der alten Rechtschreibung übernommen.)

Quelle: Knappe, Heinz (1997). *Wasserspiele. Schöne böse Geschichten*. Mülheim an der Ruhr: Edition Laakes.

Ingrid Kötter

Kündigungsgedanken (1976)

Ihre Lehrzeit ist beendet, sie ist Industriekaufmann -ein sehr junger, sehr hübscher, sehr weiblicher Industriekaufmann. In dem dunklen; hässlichen Büro mit dem wackeligen Schreibmaschinentisch und der altersschwachen Schreibmaschine herrscht ihre ältere Kollegin, lässt sie nur untergeordnete Arbeiten verrichten.

5 Sie trägt sich mit Kündigungsgedanken - kündigt.

In der neuen Firma hat sie einen hellen, neuen Arbeitsplatz, eine elektrische Schreibmaschine und eine perfekte Vorgängerin, die ihr täglich als unerreichbares Vorbild vorgehalten wird.

Sie trägt sich mit Kündigungsgedanken - kündigt.

10 In der neuen Firma hat sie einen hellen; neuen Schreibtisch mit Drehstuhl, eine elektrische Schreibmaschine, ein schwarzes Telefon und einen eigenen Toilettenschlüssel. Der älterliche Chef liebt helle, neue weibliche Angestellte.

Sie trägt sich mit Kündigungsgedanken - kündigt.

In der neuen Firma hat sie ein eigenes Vorzimmer, einen Palisanderschreibtisch, eine elektrische Schreibmaschine, ein Diktiergerät, einweißes Telefon, eine eigene Toilette, die Möglichkeit, Arbeitsplatzverbesserungsvorschläge einzureichen und einen in Scheidung lebenden Chef, der in einem Wutanfall das Telefonkabel aus der Wand reißt und das Diktiergerät zertrümmert.

Sie trägt sich mit Kündigungsgedanken - kündigt.

20 Mit dem Kündigungsschreiben übergibt sie einen Arbeitsplatzverbesserungsvorschlag, den sie mit ihrem Freund, einem Studenten, ausgearbeitet hat:

"Schafft helle, freundliche Mitarbeiter und Vorgesetzte - alle Arbeitsplätze werden es euch danken!" Ihr Chef verspricht ihr, sich zu bessern, nimmt die Kündigung an, küsst sie und bittet sie, seine Frau zu werden.

25 Sie trägt sich mit Kündigungsgedanken – kündigt dem mittellosen Studenten die Freundschaft, heiratet Auto, Haus, komplette Wohnungseinrichtung und ein fettes Bankkonto.

Ihre Berufstätigkeit ist beendet, sie ist Hausfrau - eine sehr junge, sehr hübsche, sehr weibliche Hausfrau. In der hellen, mit allen technischen Erleichterungen ausgestatteten Küche herrscht ihre alte, dunkle Schwiegermutter, lässt sie nur untergeordnete Arbeiten verrichten. Täglich wird ihr ihre perfekte Vorgängerin als unerreichbares Vorbild vorgehalten. Ihr Mann liebt helle, neue weibliche Angestellte. In vielen Wutanfällen zertrümmert er viel Porzellan. Sie trägt ... ein Kind - kündigt nicht.

(307 Wörter)

Quelle: Kötter, I. (1976). Kündigungsgedanken. In: Arbeitskreis progressive Kunst (Hrsg.): *Für eine andere Deutschstunde. Arbeit und Alltag in neuen Texten*. Oberhausen: Asso-Verlag.

Günter Kunert

Die Maschine (1968-1972)

- Erhaben und in einsamer Größe reckte sie sich bis unters Werkhallendach; schuf sogleich die Vorstellung, Monument des Zeitalters zu sein und diesem gleich: stampfend, gefahrvoll, monoton und reichlich übertrieben. Und vor allem: auch sie produzierte einzig und allein durch gegensätzliche Bewegung unterschiedlicher
- 5 Kräfte, durch einen gezähmten Antagonismus all ihrer Teile.
Aber in diesem wundervollen System blitzender Räder, blinkender Kolben, sich hebender und sich senkender Wellen, war ein unansehnliches Teil, das wie von Schimmel überzogen schien und das sich plump und arrhythmisch regte. Ein hässlicher Zusatz an der schönen Kraft; Ein Rest von Mattigkeit inmitten der
- 10 Dynamik.
Als um die Mittagszeit ein Pfiff ertönte, löste sich dieses Teil von der Maschine und verließ die Halle, während die Maschine hilflos stehen blieb, zwiefach: in sich und am Ort. Plötzlich erwies sich, das billigste Teil und das am schlimmsten vernachlässigte war das teuerste und nur scheinbar ersetzlich. Wo
- 15 es kaputtgeht, wird es nicht lange dauern, bis über den Beton Gras gewachsen ist.

Hinweise:

Antagonismus = Gegensatz, Gegnerschaft. Widerstreit

Arrhythmie (gr.) = Mangel an Ebenmaß; Unregelmäßigkeit der Herzbewegung

(164 Wörter)

Quelle: Kunert, G. (1984): *Die Rückkehr der Zeitmaschine*. Deutschland: Telefilm Saar GmbH.

Reiner Kunze

Clown, Maurer oder Dichter

Ich gebe zu, gesagt zu haben: Kuchenteller. Ich gebe ebenfalls zu, auf die Frage des Sohnes, ob er allen Kuchen auf den Teller legen solle, geantwortet zu haben: allen. Und ich stellte nicht in Abrede, dass der Kuchen drei Viertel der Fläche des Küchentischs einnahm. Kann man denn aber von einem zehnjährigen Jungen nicht erwarten, dass er weiß, was
5 gemeint ist, wenn man Kuchenteller sagt? Das Händewaschen hatte ich überwacht, und dann war ich hinausgegangen, um meine Freunde zu begrüßen, die ich zum Kartoffelkuchenessen eingeladen hatte. Frischer Kartoffelkuchen von unserem Bäcker ist eine Delikatesse.

Als ich in die Küche zurückkehrte, kniete der Sohn auf dem Tisch. Auf einem jener
10 Kuchenteller, die nur wenig größer sind als eine Untertasse, hatte er einen Kartoffelkuchenturm errichtet, neben dem der schiefe Turm zu Pisa senkrecht gewirkt hätte. Ich sparte nicht mit Stimme. Ob er denn nicht sähe, dass der Teller zu klein sei. Er legte sich mit der Wange auf den Tisch, um den Teller unter diesem völlig neuen Gesichtspunkt zu betrachten. Er müsse doch sehen, dass der Kuchen nicht auf diesen Teller passe. Aber
15 der Kuchen passe doch, entgegnete er. Das eine Blech lehnte am Tischbein, und auch das andere war fast leer.

Ich begann, mich laut zu fragen, was einmal aus einem Menschen werden sollte, der einen Quadratmeter Kuchen auf eine Untertasse stapelt, ohne auch nur einen Augenblick daran zu zweifeln, dass sie groß genug sein könnte.

20 Da standen meine Freunde bereits in der Tür.

„Was aus dem Jungen werden soll?“ fragte der erste, meine Worte aufnehmend. Er peilte den Turm an. „Der Junge offenbart ein erstaunliches Gefühl für Balance. Entweder er geht zum Zirkus, oder er wird Maurer.“

Der zweite ging kopfschüttelnd um den Turm herum. „Wo hast du nur deine Augen?“ fragte
25 er mich. Erst jetzt entdeckte ich, dass die von mir geschnittenen Kuchenstücke gevierteilt waren, als wären wir zahnlose Greise. Mein Freund sah die größeren Zusammenhänge.

„Siehst du denn nicht, dass in dem Jungen ein Künstler steckt?“ sagte er. „Der Junge hat Mut zum Niegesehenen. Er verknüpft die Dinge so miteinander, dass wir staunen. Er hat schöpferische Ausdauer. Vielleicht wird aus ihm sogar ein Dichter, wer weiß?“

30 „Eher ein richtiger oder ein genialer Soldat“, sagte der dritte, den ich jedoch sogleich unterbrach. „Soldat? Wieso Soldat?“ fragte ich auf die Gefahr hin, dem Sohn die Wörter wieder abgewöhnen zu müssen, die zu erwarten waren, sobald sich dieser Freund seiner Armeezeit erinnerte. Er antwortete: „Ein richtiger Soldat, weil er auch den idiotischsten Befehl ausführt. Und ein genialer Soldat, weil er ihn so ausführt, dass das Idiotische des Befehls augenfällig wird. Ein Mensch wie er kann zum Segen der Truppe werden.“

Ich hoffte, der Sohn würde das meiste nicht verstanden haben. Am Abend hockte er sich jedoch zu Füßen seiner Schwester aufs Bett und fragte sie, was zu werden sie ihm rate: Clown, Maurer oder Dichter. Soldat zu werden zog er nicht in Betracht, weil er es dann mit Vorgesetzten wie seinem Vater zu tun haben könnte.

40 Seitdem bedenke ich, wer bei uns zu Gast ist, bevor ich eines meiner Kinder kritisiere.

(509 Wörter)

Quelle: Reiner Kunze (1976): *Die wunderbaren Jahre*. Frankfurt am Main: Fischer.

Ann Ladiges: **Blaufrau**

- Zum ersten Mal trug Petra den blauen Arbeitsanzug mit den fünf gelben Buchstaben auf dem Rücken : H E M A G. Es war ihr peinlich, dass Ausbilder Hugo Goebel sie bei der Begrüßung auf dem Werkhof als einzige namentlich ansprach. Er hoffe, so drückte er sich aus, sie möge sich unter den vielen Jungen zurechtfinden. Er persönlich habe absolut nichts gegen Mädchen in
- 5 Männerberufen.
Allmählich konnte Petra das nicht mehr hören. *Persönlich* hat keiner was dagegen. Aber unpersönlich oder im Allgemeinen! Goebel war dann noch des Lobes voll über die technischen Zeichnerinnen, die gerade in der Lehrwerkstatt einige Monate ihrer Ausbildung verbracht hatten: Die Mädels haben bisher bei uns immer recht gut ihren Mann gestanden. Und, meine Herren,
- 10 wenn uns für die nächsten Monate wieder einige technische Zeichnerinnen besuchen: ein bisschen Kavalier den Damen gegenüber, wenn ich bitten darf!
Es kommen also noch andere Mädchen, dachte Petra. Das ist gut, dann bin ich nicht allein. Sie sah sich die Jungen von der Seite an. Sie war die Kleinste. Natürlich. Damit hatte sie gerechnet. Erstaunt war sie, dass die meisten Jungen auch nicht so groß waren. Einer allerdings überragte
- 15 alle um Haupteslänge. Wie bitte? War das nicht Belle? Ausgerechnet den musste sie hier wiedertreffen! Peter Bellmann, den größten Schläger aus der Klasse. Was machst du denn hier? fragte er sie verduzt.
Vielleicht dasselbe wie du.
Wie *ich*?
- 20 Ja, Maschinenschlosser, hatte sie nur kurz geantwortet und sich über sein dämliches Gesicht amüsiert. Dann marschierten alle in die Werkstatt. Belle wich nicht von Petras Seite. In der Schule hat er mich immer „blöde Kuh“ genannt, erinnerte sie sich, aber jetzt ist er froh, dass er hier jemand kennt.
Hugo Goebel und Erich Sigusch, ebenfalls Ausbilder, musterten den Haufen, der da in den
- 25 Gängen zwischen den Werkbänken vor ihnen stand. Siebzehn Jungen und ein Mädchen, Auszubildende in den Berufen Maschinenschlosser, Elektriker, Dreher, Fräser, Modelltischler und Modellschlosser. Petra hatte sich in die hinterste Reihe verzogen.
Die Werkbank ist also ab heute euer Arbeitsplatz, stellte Goebel fest. Und damit eines von vornherein klar ist: Unordnung und Durcheinander am Arbeitsplatz, das gibt es bei mir nicht!
- 30 Goebel machte eine Pause, sah sie der Reihe nach an.
Keiner sagte etwas.
Keiner schien etwas anderes erwartet zu haben.
Er trat an eine Werkbank: Und jetzt zum Werkzeug. So und nicht anders hat es auf der Werkbank zu liegen. Hier rechts neben dem Schraubstock: die Filzplatte. Auf der Filzplatte: Schieblehre,
- 35 Anschlagwinkel, Reißnagel, Körner, Bandmaß.
Ob er sich verständlich gemacht habe?
Keiner machte den Mund auf.
Dann erfuhren sie, dass in einer Lehrwerkstatt Werkbänke unterschiedlich hoch sind. Warum? Der Ellbogen muss fünf bis acht Zentimeter über dem Schraubstock sein: Die richtige Schraubstock-
- 40 höhe, Herrschaften, die ist das A und O beim Feilen! rief Goebel. Deshalb werden die Werkbänke jetzt nach Größe verteilt.
Auf geht's!
Unruhe entstand in der Gruppe, ein Junge mit ziemlich dickem Hintern drängte sich nach vorne, aber Goebel winkte Petra zu sich und bestimmte:
- 45 Angefangen wird mit unserem kleinsten Blaumann.
Blaumann? Blaufrau! entfuhr es Petra.
Jetzt war es Goebel, der nichts sagte. Für einen Moment, so schien es, war der Ausbilder aus dem Konzept geraten. Petra bekam einen Schreck. Dann schmunzelte Goebel.
Auf den Mund gefallen ist sie ja nicht, unsere Blaufrau, meinte er und tippte Petra leicht auf die
- 50 Schulter. Sie sah, dass einige Jungen grinsten. Ein Lachen war zu hören, verschlucktes Gekicher. Belle tuschelte mit seinem Nachbarn.
Während der Arbeitszeit wird nicht gequasselt! schnauzte Goebel los, und sofort hielten alle wieder den Mund. Aber die Stimmung war nicht mehr so angespannt wie vorher.
Immer noch stand Petra vor Goebel. Eingehend betrachtete er sie, schüttelte etwas verwundert
- 55 den Kopf, sagte noch einmal: Unsere Blaufrau. So etwas! Und wies ihr die Werkbank ganz links in der ersten Reihe zu: Platz A, direkt an der Wand.
Das also, dachte Petra, ist jetzt mein Arbeitsplatz.
Meine Werkbank.
Sie legte die Hand auf den Schraubstock. Das Metall fühlte sich angenehm kühl an.

(663 Wörter)

Björn Lankert

Alles zu seiner Zeit

1 Heute konnten sie ausnahmsweise mal gemeinsam in Ruhe frühstücken. Tom fing sowieso
2 immer erst am Dienstag in der dritten Stunde an. Bei ihm selbst war sein Kurs auf Fahrt und er
3 musste ausnahmsweise mal keinen Vertretungsunterricht geben.
4 Leider wurde Das Gespräch zwischen Vater und Sohn dann nicht so harmonisch, wie er sich das
5 gewünscht hätte. Denn sie hatten sich am Tag vorher gar nicht mehr gesehen und offensichtlich
6 bestand Redebedarf:
7 Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie das gestern mit der Besprechung der Klausur abgelaufen
8 ist.
9 Welche Klausur?
10 Natürlich die in Deutsch. Da hatten wir so eine seltsame Warzengeschichte bekommen und
11 sollten die analysieren.
12 Als Deutschlehrer kannte er natürlich die Kurzgeschichten, die am häufigsten dran kamen: Ach,
13 du meinst Flitterwochen, dritter Tag von Gabriele Wohmann?
14 Ja, kann schon sein. So ähnlich hieß die Frau wohl.
15 Ja, und wo ist das Problem? Das ist doch eine Kurzgeschichte, die immer wieder eingesetzt
16 wird.
17 Um so schlimmer. Da geht es um Dinge, die erstens ganz schlecht dargestellt sind und von
18 denen wir zweitens gar keine Ahnung haben.
19 Wieso habt ihr keine Ahnung, wenn Leute irgendwie nicht vernünftig kommunizieren können.
20 Das kommt doch in den besten Familien vor.
21 Ja, aber dann geht es um Probleme, die wir miteinander haben, und nicht um irgendwelche
22 Eheprobleme.
23 Es schadet doch nicht, wenn man sieht, welche Probleme auch Erwachsene haben.
24 Darüber kann man ja sprechen, aber das ist sicherlich kein gutes Thema, wenn man in einer
25 Klausur den Text erst mal verstehen muss.
26 Und was war in dem Text zum Beispiel unverständlich?
27 Naja, da wollte der Mann irgendwie nicht, dass seine Frau demnächst weiter arbeitet. Und dann
28 standen in dem sogenannten Erwartungshorizont Begriffe wie Autonomie, Fremdbestimmung
29 und Geschlechterverhältnis. Wie soll ich mir vorstellen, was es für die Frau bedeutet, wenn sie
30 demnächst nicht mehr arbeiten soll?!31 Ja, vielleicht solltest du erst mal eine Runde arbeiten und dir selbst dein Geld verdienen, dann
32 würdest du begreifen, was es bedeutet, wenn man zu Hause nur rumsitzt und sich fragt, wie man
33 dem Mann einen schönen Abend machen kann.
34 Siehst du, jetzt habe ich dich: Diese Geschichte ist etwas, was man besprechen kann, wenn man
35 selbst in der entsprechenden Situation ist. Soweit ich weiß, ist bis jetzt kein einziger aus dem
36 Kurs in Flitterwochen gewesen.
37 Das saß. Da unterrichtete er schon zehn Jahre lang Oberstufenkurse in Deutsch. Aber er konnte
38 sich nicht erinnern, dass ihn mal ein Schüler so zum Nachdenken gebracht hätte.

(421 Wörter)

Quelle: Björn Lankert: *Alles zu seiner Zeit*. <https://www.schnell-durchblicken2.de/kg-lankert-alles-zu-seiner-zeit>. Abruf: 29.10.2023.

Siegfried Lenz

Der Mann im Strom (1957)

Ja, Junge, es war wieder nichts. Sie brauchen überall Leute heutzutage, sie können nicht genug bekommen, aber sie wollen alle nur jüngere haben. Den Jüngeren brauchen sie weniger zu zahlen, das ist das Entscheidende. Wenn sie einen Alten einstellen, dann müssen sie ihm mehr geben, dann können sie ihm weniger sagen, und vor allem wissen sie nicht, wie lange ein Alter noch bei ihnen bleibt. Bei einem Alten ist zuviel Risiko, der rentiert sich nicht genug. Du kannst dir nicht vorstellen, wie das ist, wenn man zum alten Eisen geworfen wird. Sie sind alle sehr höflich zu dir. Sie behandeln dich, wenn du hinkommst, sehr eilig, und sie sagen auch nicht gleich, was los ist. Zuerst schicken sie dich von einer Personalstelle zur andern, und sie sind alle sehr anständig und bieten dir einen Platz an, und sie meinen alle, daß sie sehr viel tun wollen für dich, und sie reichen dich mit sehr großen Hoffnungen weiter. Du darfst auf den verschiedensten Stühlen sitzen, und du kannst nichts sagen, weil sie heutzutage sehr höflich sind, und wenn du endlich etwas sagen willst, dann merkst du, daß du schon draußen stehst in der Sonne und daß ein höflicher Portier dir nachsieht. Und bei allem hast du nicht einmal gespürt, daß sie dich unentwegt taxiert haben und daß sie dir nicht mehr zugestehen konnten als den Wert für altes Eisen. Das Wrack steckt zu tief im Schlick, eine Bergung ist nicht rentabel. Du gehst sogar weg mit dem Gedanken, daß sie nur dein Bestes wollen, wenn sie dir keine Arbeit geben, sie schicken dich weg aus lauter Güte und Rücksicht, weil sie dir die Arbeit nicht zumuten möchten; denn gerade die Arbeit eines Tauchers verlangt viel und macht einen Mann fertig, und sie wissen aus sehr zuverlässigen Gutachten, daß ein Taucher mit fünfzig eine Menge Stickstoff im Blut hat und ein Risiko ist.

(322 Wörter)

Quelle Siegfried Lenz (Romanauszug) (1979): *Der Mann im Strom*. München: dtv, S. 10f.

Peter Maiwald

Die Stilllegung (1990)

Pobel ist stillgelegt. Die Gutachter sind gekommen und haben seine Rentabilität überprüft. Pobel, 60 Jahre, hat zwei Hände, aber sie packen nicht mehr zu wie früher. Er hat zwei Beine, aber sie laufen nicht mehr auf vollen Touren. Er hat einen Kopf - „überaltertes Erfahrungsmaterial“, meinen die Experten. Pobel hat noch Augen und Ohren, einen
5 Mund, Gefühle und sogar Fähigkeiten. Aber Pobel lohnt nicht mehr, „Verschleißerscheinungen“, sagen die Gutachter. Sie verabschieden sich. Sie müssen noch zu anderen, die stillgelegt werden sollen. Pobel funktioniert noch ein bisschen und darf - auf eigene Gefahr unter die Menschen. Ein Amt überweist ihm monatlich die Betriebskosten für seine Person. Wenn er sparsam ist, kommt er damit aus. Sein
10 Magenleiden ist ein Glück: Er braucht weniger Nahrungsmittel. Dadurch werden die Instandhaltungskosten geringer. Pobel bekommt ein Richtlinienblatt der „Gesellschaft für technischen Fortschritt“. Es enthält Bedienungsanleitungen für ältere Personen: Er soll nicht rosten. Aber er soll sich nicht dem Verkehr aussetzen, vor allem die Innenstadt während der Geschäftszeiten
15 meiden. Er soll in jedem Fall zurückhaltend leben. Für ihn ist gesorgt: Das Land ist mit chemikalischen Stationen, die man Apotheken nennt, überzogen. Wartungshallen, denen Chefärzte vorstehen, gibt es in jeder Stadt. Das Merkblatt wünscht Pobel einen schönen, ruhigen Lebensabend. Er bemerkt, dass damit sein Alltag gemeint ist. Plötzlich ist er jedem im Wege: Die
20 Autofahrer fluchen, hupen und machen Handbewegungen, die besagen: „Mensch, Alter, guck' doch hin.“. Pobel findet, diese Autofahrer sind noch das kleinere Übel. Es gibt andere, die nehmen ihn überhaupt nicht mehr wahr. Oft rettet ihn nur noch ein Sprung auf den Bürgersteig. Dort kommt er dann ins Gedränge, wird geschubst, kriegt Rippenstöße. An der Kasse im Supermarkt murrst eine Schlange von Kunden hinter ihm, als er einmal
25 seine Geldbörse suchen muss. Wenn er eine Kneipe betritt und sich ein Bier bestellt, guckt der Wirt ihn misstrauisch an. Auf der Treppe trifft er dann und wann seinen Hausherrn - einen „vitalen“ Menschen, der ihn jedes Mal mit dem Worten begrüßt: „Mensch, Pobel, Sie leben ja noch.“ In der Parkanlage hat ihn neulich ein kleines Mädchen irgendetwas gefragt. Er hat ihr
30 geantwortet. Gleich darauf kommt eine Frau, wahrscheinlich die Mutter, und sagt zu dem Kind: „Komm weg hier.“ Am Abend dieses Tages sitzt Pobel in dem Glashäuschen an der Haltestelle - nicht weit von der Fabrik, in der er gearbeitet hat. Er bleibt sitzen, bis ihn eine Streife aufgreift. Die Polizisten reden mit ihm in einer Sprache, die ihn an seine Kindheit erinnert. Er hat Mühe, sie zu verstehen. Sie bringen ihn nach Hause und machen
35 einen Bericht über seinen Zustand. Die Fürsorge greift ein. Pobel kommt in ein Heim. Die Gutachter sagen, das sei das Beste für ihn. Sein Tod, eine Woche später, ist für das Heim der Abgang eines Neuzugangs.

(454 Wörter)

Quelle: Lauber u.a. (Hrsg.) (1990): *Handlungsraum Sprache*. Köln: Stam, S. 242f.

Detlef Marwig

Rein äußerlich (1971)

- 1 Sie wäre nicht tragisch, die Geschichte, meint Irene, da sie ja nur mit ihrem Äußeren zu tun habe, meint
2 sie.
- 3 Sie ist 1,52 klein, schwarzäugig und –haarig und würde auf dem Balkan und dem Vorderen Orient
4 vermutlich kaum auffallen. Dennoch ist sie Deutsche und, wie die Eltern einst nachweisen mussten,
5 arisch.
- 6 „Aber das ist mir egal“, sagt sie.
- 7 Im Supermarkt packt und zeichnet sie Fisch- und andere Konserven, Teigwaren und Feinkost aus, ordnet
8 sie in Regale und hilft gelegentlich supermarktfremden Kunden bei der Suche. Sie ist eine Halbtagskraft.
9 Die zweite Hälfte des Tages schaltet sie auf Hausfrau um.
- 10 „Einer muss es ja machen“, sagt sie.
- 11 Mit Putzeimern, Aufnehmern und dergleichen geht sie nicht um.
- 12 „Dafür werde ich zu schlecht bezahlt“, sagt sie.
- 13 Auch mit den Kassiererinnen hat sie nichts zu tun.
- 14 „Wir bleiben unter uns, wir Halbtagskräfte“, sagt sie.
- 15 Es begann damit, dass Irene so schön vor sich hin döste, denn der Laden war leer und gepackt hatte sie.
16 Da rief eine der Kassiererinnen, blond und blauäugig: „He, Sie!!“
- 17 „Ich dachte, die hat durchgedreht, das kann man nämlich schnell an der Kasse“, sagt Irene. Aber sie
18 blieb sitzen, denn wer sich aufregt, regt sich auch wieder ab, meint sie.
- 19 Die Kassiererin packte wilde Empörung, die ihrer Stimme ungeahnte Durchschlagkraft verlieh. „He, Sie,
20 holen Sie sofort Wasser und machen Sie Lauge. Ich will hier putzen“, rief sie, und dann schrie sie einige
21 böse Worte über die, die „ausse Karpaten kommen und sich hier mausig machen“.
- 22 „Jetzt ist ihr nicht mehr zu helfen, hab' ich gedacht“, sagt Irene. Sie ging ins Lager. „da hört man das
23 Geschrei nicht so laut“, sagt sie.
- 24 Da kam die Filialleiterin zu ihr und bat um Aufklärung. Die verweigerte Irene ihr nicht. Worauf die
25 Filialleiterin zur Kassiererin ging und sie aufklärte.
- 26 „Da war die dann ruhig“, sagt Irene.
- 27 Kurz vor Feierabend kam die Kassiererin dann zu Irene und war ein wenig verlegen. „Entschuldigen
28 Sie, bitte entschuldigen Sie vielmals“, sagt sie, „ich habe geglaubt, Sie wären die kleine Türkin.“
- 29 „Und ich habe entschuldigt“, sagt Irene, „was kann sie schließlich dafür, dass ich so aussehe?“

(359 Wörter)

Quelle: Marwig, D. (1987): Rein äußerlich. In Kleinepeter, Hinze (Hrsg.): *Umgang mit Sprache*. Köln: S. 194.

Günter Müller
Arm & Rad (1973)

Es war einmal junger Mann, dessen Haare waren so lang, dass er sie aus Sicherheitsgründen nicht offen tragen durfte, wenn er an der Maschine stand. Er kaufte sich eine rote Kappe und zog sie über seine gefährlich langen Haare, und die Leute nannten ihn deshalb »Rotkäppchen«.

5 Wir alle sind eine große, normale, funktionierende Familie. Jeder erfüllt seine Aufgabe, jeder füllt den Platz aus, an den er gestellt ist, nach bestem Wissen und Gewissen. Auch für die Schwachen ist gesorgt: alle für einen, einer für alle. Jeder hat eine reelle Chance: die Maschinen und die Menschen, die Menschen an den Maschinen, die Maschinenmenschen.

10 Räder laufen, wenn fachgerecht gelagert, fast reibungslos. Darum gebe ich dir den Rat: Sei ein Rad! - Greif nicht ins Räderwerk, lauf mit, erweis dich als brauchbar, dann wirst du ausreichend gewartet und geschmiert, das erleichtert deine Laufbahn, verlängert deine Lebensdauer, und vergiss nicht: Ein gutes Rad ist teuer. Zugegeben, manchmal läuft es anders, ist das Rad bald abgenutzt, verbraucht, wird ausgewechselt, dennoch:

Lieber ein armes Rad als ein gerädertes Arm!

15 Hast du mal einen Arm gesehen, der unter die Räder gekommen ist? Wenn du ein Arm sein willst, wirst du arm sein. Wir alle sitzen im selben Boot, schwimmen mit demselben Strom, wir alle wollen Wachstum, Fortschritt, Sicherheit und Wohlstand, also: rationalisieren, modernisieren.

Ausnutzen der neuesten Techniken, Einsatz der besten Mittel zur Steuerung der Produktion: die Fertigung überwachen, die Fehlzeiten erfassen, Fehlerquellen ausmerzen, durchorganisieren.

20 Unser Rotkäppchen hörte das alles und beschloss, bei sich aufmerksam zu sein, und auf den Weg zu achten. Und als er dann eines Tages ein Fernsehauge über seinem Arbeitsplatz entdeckte, fragte er nicht: Vater, warum hast du so große Augen? und auch nicht: Vater, warum hast du so einen großen Rachen und so scharfe Zähne? Er nahm nur einen Eisenstab und stieß ihn tief in das Auge. Da schrie der Riese über die Personenrufanlage seine Führungskräfte zusammen. Ein klarer Fall von Willkür.

Bist du dir im klaren, was du gemacht hast?

25 Sind Sie sich über die Folgen im klaren, Herr. ...?

Wer den Wind sät, wird den Sturm ernten.

Die Zeichen stehen auf Sturm.

Das ist unsere reelle Chance! Jetzt oder nie! Einmal ist einmal!

30 Alle Räder stehen still, wenn ein starker Arm es will?

Was ich nicht weiß, macht mich gerade heiß!

Wir legen die Arbeit nieder!

Streik!

Wir verlangen, dass die Fernsehaugen wieder verschwinden!

Wir verlangen, dass die Arbeitskleidung gestellt wird!

35 Wir verlangen, dass wir in Zukunft gehört werden!

Das ist eine Ungesetzlichkeit!

Das ist ein wilder Streik!

Das ist der Kommunismus!

Der ist verboten!

40 Die haben es wohl zu gut bei mir gehabt?

Die wissen wohl nicht, wen sie vor sich haben?

Die haben wohl vergessen, wer sie sind?

Die sollen mich kennen lernen!

Ich mache sie für den entstehenden Schaden voll verantwortlich!

45 Sie stehen in der Friedenspflicht! Sorgen Sie für Ordnung! Sofort!

Wir wollen doch mal sehen, wer am längeren Hebel sitzt, wer wen in die Knie zwingt, wer den längeren Atem hat, wem zuerst die Luft ausgeht, wer hier der Herr im Haus ist!

Die Räder stehen still!

Wer ist der Rädelführer?

50 Das hat Rotkäppchen mit seinem Stab gemacht.

Ich werde ein Exempel statuieren: einer für alle!

Dann kommen die anderen zur Vernunft, dann ist der Spuk vorbei.

Alle für einen: Wir verlangen, dass Rotkäppchen bleibt! Er hat das getan, was wir alle tun wollten.

In diesem Fall können wir euch nicht vertreten. Kollegen, uns sind die Hände mit Verträgen gebunden. Aber wir werden ein gutes Wort für euch einlegen, wir werden für euch sprechen, wir werden versuchen, für euch etwas zu erreichen, aber erst müsst ihr die Räder wieder rollen lassen. Die Räder bleiben stehen! Wir haben die Zeichen der Zeit erkannt, und jetzt arbeitet die Zeit für uns,
55 wir haben Zeit!
Zeit ist Geld! Die Termine laufen weg! Geschäfte gehen verloren!
Es muss etwas geschehen: ein faires Angebot: Rotkäppchen wird entlassen, aus organisatorischen Gründen, eine Zulage zur Arbeitskleidung wird gewährt, je nach Schmutzstufe, das sehen wir als soziale Fürsorge an, nach Abstimmung mit dem Betriebsrat, die Fernsehaugen bleiben!
60 Das ist recht und billig!
Wir fordern: Rotkäppchen bleibt! Die Fernsehaugen verschwinden! Die Arbeitskleidung wird gestellt, das sehen wir als soziale Fürsorge an! Wer wird denn mit einer Kanone auf die Taube auf dem Dach schießen? Sie haben doch immer den Spatz in der Hand gehalten, bleiben sie besser bei dem Leisten, über den sie bisher geschlagen wurden. Mit dem Kanonenschuß gefährden sie nur unser
65 gemeinsames Dach, unter dem auch sie sich geborgen gefühlt haben. Etwas ist besser als nichts, wir sollten den Bogen nicht überspannen, wir sollten Frieden geben.
Ein Kompromiss also, aber ein fauler.
Nach Abstimmung mit dem Betriebsrat bleiben die Fernsehaugen, aus organisatorischen Gründen wird die Arbeitskleidung gewährt, und Rotkäppchen bleibt, das sehen wir als soziale Fürsorge an.
70 Wir sind ja gar nicht so.
Die Räder laufen wieder an, der Arbeitsfriede ist wieder hergestellt, die Ruhe herrscht wieder im Betrieb. Der Produktionsfluss strömt aus organisatorischen Gründen unter Fernsehaugen durch die geplanten Kanäle, der Gewinn fließt in die bekannten Taschen.
Unser Rotkäppchen steht wieder an der Maschine und, wenn sich die Zeiten ändern auf der
75 Abschlussliste, und das ist kein Märchen.

(877 Wörter)

Quelle: Werkkreis Literatur der Arbeitswelt (1973): *Stories für uns*. Frankfurt am Main: Fischer.

Arbeite niemals

Gerber, ein Junggeselle in mittleren Jahren, fuhr jeden Tag mit der U-Bahn zur Arbeit. Er war ein zur Blässe neigender Mensch mit festen Gewohnheiten. Seine Ordnungsliebe wie sein besonders korrekter Kleidungsstil forderten den gütigen Spott seiner Kollegen heraus, die ihn aber nicht offen zeigten, denn es sprach
5 nichts ernstlich gegen Gerber. Mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit hatte er sich einen bestimmten Verantwortungsbereich erarbeitet, aber es war offensichtlich, dass er für weitergehende Aufgaben nicht geeignet war.

Über der Treppe zur U-Bahn fiel Gerber eines Tages eine Schmiererei auf, die er vorher noch nie bemerkt hatte. „Ne travaillez jamais“ hatte jemand dorthin
10 geschrieben. Sein Schulfranzösisch hatte er fast gänzlich vergessen, darum übersetzte er es zuerst fälschlich mit: „Es gibt keine Arbeit mehr.“ Darüber konnte er nur lächeln. Er wusste genau, worin seine Arbeit bestand, und wenn eines gewiss war, dann, dass sie nie weniger werden würde. Weil er sich seiner Übersetzung nicht sicher war, überprüfte er sie anhand eines Wörterbuchs und
15 fand heraus, dass der Satz etwas anderes bedeutete, nämlich: „Arbeite niemals“. Ein merkwürdiger Satz, fand er. Er trug ihn mit sich herum, ohne zu verstehen, was er ihm sagen wollte. Was sollte das heißen? Konnte man das überhaupt, niemals arbeiten? Hatte das je ein Mensch getan? Es war zweifellos Unfug.

Aber doch einer, der ihn zu beschäftigen schien, denn Abend für Abend malte er sich nun aus, wie sein Leben aussehen könnte, ohne Arbeit. Zuerst sah er sich
20 nur in einer Hängematte unter Palmen an einem Sandstrand, aber schon bald hatte er viel bessere Ideen, wie er seine Zeit verbringen könnte. „Arbeite niemals“ - er addierte die Lebenszeit auf, die vielen Jahre, Monate, Wochen, Tage, Stunden, die er in Büros verbracht hatte. Was hätte er in dieser Zeit nicht
25 alles anfangen können? Er stellte sich vor, er hätte nach seiner Schulzeit nicht den Lehrberuf aufgenommen, in dem er heute noch tätig war, sondern hätte sich in einen Zug gesetzt und die Stadt verlassen. Er träumte sich so wilde wie vage Abenteuer zurecht, die ihn weit besser unterhielten als das abendliche Fernsehprogramm. Jeden Morgen las er, wenn er zur U-Bahn hinunterging, den
30 Satz „Ne travaillez jamais“ und fühlte eine verschwörerische Verbundenheit mit dem Unbekannten, der ihn dorthin geschrieben hatte. Eines Tages dann war der Satz plötzlich weg. Übermalt, abgeschrubbt, weg jedenfalls. Gerber bedauerte dies eine Weile lang, der Satz fehlte ihm geradezu. Nach einiger Zeit jedoch war er froh, wieder ungestört seiner Arbeit nachgehen zu können.

(109 Wörter)

Der Autor ist Schriftsteller und Rechtsanwalt und lebt in München.

Quelle: Oswald, G.M.: Arbeite niemals. In Kolumne des Autors „Wie war dein Tag, Schatz?“. In: *F.A.Z.*, 08.09.2008, Nr. 209, S. C1.

Georg M. Oswald

Ein Tag am See

- Für gewöhnlich waren sich Furch und Fast, die sich an einem Tisch im Großraumbüro gegenüber sitzen, Ansporn und Ermunterung zugleich. Da Furch nie krank war und sich auch von kleineren Unpässlichkeiten nicht vom Gang ins Büro abhalten ließ, suchte auch Fast in beinahe jedem Zustand seinen Arbeitsplatz auf, denn er wollte seinem Kollegen nicht an Gewissenhaftigkeit nachstehen. Auch andere Unbilden konnten ihrer Arbeitsmoral nichts anhaben, obgleich der Ausfall der Klimaanlage ausgerechnet zu Beginn der Hundstage auch ihnen einen schweren Schlag versetzte.
- Erst beinahe unmerklich, dann immer sichtbarer, litt ihre Kleiderordnung. Dass andere Kollegen sich längst auf casual verständigt hatten, hinderte sie normalerweise nicht, in Anzug und Krawatte zu erscheinen. Doch als bekannt wurde, dass aufgrund ernsthafter Probleme mit der Haustechnik noch eine weitere Woche ohne Klimaanlage zu arbeiten sei, ließen auch Furch und Fast ihren Sinn fürs Förmliche fahren. Ohne es abgesprochen zu haben, kamen beide am nächsten Montag in kurzen Hosen ins Büro. Man hätte es Protest nennen können. Bis Mittag arbeiteten beide vorschriftsmäßig.
- Dann fragte Furch Fast: „Können Sie sich an die ‚Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral‘ von Heinrich Böll erinnern?“
- „Nee.“
- „Also: Kommt ein deutscher Tourist ans Mittelmeer und sieht einen Fischer am Strand liegen. Ein malerisches Bild, er will es fotografieren. Er tut es und kommt ins Gespräch mit dem Fischer. ‚Wollen Sie nicht rausfahren und fischen, bei diesem herrlichen Wetter?‘, fragt er ihn. ‚Ich war schon draußen und habe für heute genug gefangen. Und jetzt liege ich in der Sonne‘, antwortet der. Der deutsche Tourist erklärt ihm, was passieren würde, wenn er stattdessen öfter hinausführe. Er würde mehr fangen, könnte sich bald einen Motor, ein zweites Boot, bald ein, zwei, drei Kutter leisten. Kurzum, er würde mehr umsetzen, könnte die Umsätze reinvestieren und ein riesiges Fischfangunternehmen aufziehen. Und dann, so der Tourist, dann könnte sich der Fischer beruhigt in die Sonne legen. Antwortet der Fischer: ‚Aber das tu‘ ich ja schon jetzt. Eigentlich stören mich nur Sie.“
- Furch und Fast wechselten einen verschwörerischen Blick, meldeten sich beide im Personalbüro für den Nachmittag krank und fuhren gemeinsam zu einem nahegelegenen See, wo sie baden gingen, Eis aßen, sich ans Ufer legten und an den Fischer am Mittelmeer dachten. Der Verstoß gegen ihre arbeitsvertraglichen Pflichten blieb unentdeckt und deshalb ohne rechtliche Konsequenzen.

(110 Wörter)

Quelle: Oswald, G.M.: Arbeite niemals. In: *F.A.Z.*, 15./16.08.2009.

Knapp vorbei ist auch daneben

Mein Freund Bellmann ist ein absoluter Bewerbungsprofi. Ich kenne keinen, der sich gewissenhafter vorbereitet. Schon seit dem vierten Semester hat er neben seiner Tageszeitung noch zwei weitere internationale Businessblätter abonniert und studiert täglich sämtliche Wirtschaftsnachrichten. In seinem PC hat er Dossiers über die 300 anspruchsvollsten Unternehmen angelegt, denen seine Bewerbung in Aussicht steht. Er aktualisiert seine Daten ständig und hat ein Ranking entworfen, das er nach bestimmten Indikatoren wöchentlich neu berechnet.

Von entscheidender Bedeutung sind: Der Geschäftsbericht, die Tagesordnung der nächsten Hauptversammlung, die Entwicklung der Börsennotierung in den letzten zwölf Monaten, die Personalpolitik in den letzten vier Jahren Entlassungen, Neueinstellungen und wie sie sich wiederum auf den Aktienkurs ausgewirkt haben, der objektive Sympathiewert des Produkts oder der Dienstleistung im Spiegel der Medien, eventuelle Skandale oder positive Besonderheiten, Altersstruktur und wirtschaftspolitische Ausrichtung der Führungsspitze, Konsequenz in der Durchsetzung öffentlich formulierter Unternehmensziele. Es fließen noch eine ganze Menge anderer Faktoren ein, die mir gerade nicht einfallen, die aber zusammen eine absolut stichhaltige Bewertungshierarchie ergeben.

Im letzten Herbst hat Bellmann das Examen bestanden. Als ich ihn fragte wie, nannte er keine Note, sondern sagte lässig grinsend: "Oberes Mittelfeld." Genau die Antwort, die er auch in einem Bewerbungsgespräch geben würde, erläuterte er, natürlich nur, falls über die eingereichten Unterlagen hinaus eine Selbsteinschätzung von ihm gewünscht würde.

Die meisten, die gleichzeitig mit ihm abgeschlossen hatten, blätterten danach eilig den Stellenteil der Wochenendzeitung durch, stopften nach den mündlichen Prüfungen noch schnell ein paar Bewerbungen in den Briefkasten, und dann fuhren sie für ein, zwei Monate in Urlaub das letzte Mal, bevor, wie sie sagten, der Ernst des Lebens beginnen würde. Nicht so Bellmann, der gerade in jenen Tagen jeden noch so heimlichen Gedanken an Freizeit entschieden verworfen hätte wenn ihm ein solcher überhaupt in den Sinn gekommen wäre. Er, der nach seinem Abschluss nichts anderes mehr trug als dreiteilige Anzüge mit Krawatte, auch wenn er den ganzen Tag zu Hause verbrachte, hatte Wichtigeres zu tun. Zunächst galt es, ein Bewerbungsfoto anfertigen zu lassen, das seinen Ansprüchen gerecht wurde.

Da ihm zuverlässige Kriterien nicht zur Verfügung standen, und er sich auf zweifelhafte Empfehlungen schludriger Mitbewerber nicht verlassen wollte, machte er sich zu Fuß auf und begutachtete die Schaufenster sämtlicher Bewerbungsfotografen aus dem Branchenverzeichnis. Was er zu sehen bekam, war ernüchternd. Schließlich vertraute er sich einem Meisterfotografen an, der auch schon den bayerischen Ministerpräsidenten porträtiert hatte.

Nach mehreren Sitzungen war er im Besitz eines Bildes, das ihn zwar nicht begeisterte, aber doch wenigstens den Mindestanforderungen genügte. Es zeigte Bellmanns eher unauffälligen Kopf leicht geneigt und zur Seite gedreht, als höre er gerade interessiert, aber bestimmt nicht leutselig einem subalternen Mitarbeiter bei seinem Bericht zu. Bellmanns Blick zielte nicht auf den Betrachter, vielmehr ein wenig über ihn hinweg, was der Pose etwas Visionäres verlieh. Diesen Eindruck verstärkte sein kantiges Kinn, über dem ein kontrolliertes, selbstsicheres Lächeln eingefroren war, das ein für allemal die unerschütterliche Überlegenheit seines Besitzers dokumentierte.

Die Bewerbungsmappen, die er anfertigte, waren schlechterdings perfekt.

45 Tadelloser Lebenslauf, Zeugnisse, die sich sehen lassen konnten, beachtliche Referenzen, ein ausdrucksstarkes Foto, kein störendes Stäubchen, kein lästiger Knick.

Bei der Auswahl der Unternehmen, die er mit diesen Mappen bedachte, ging er nach seinem aktualisierten Ranking vor. Fiel eins der Unternehmen, an die er seine Unterlagen geschickt
50 hatte, in der folgenden Woche zurück, ging er nicht so weit, seine Bewerbung zurückzuziehen. Schließlich konnte sich die Entwicklung in der nächsten Woche umkehren. Der Markt ist ein lebendiges Gebilde, und Bellmann weiß das.

Ist es ein Wunder, dass er mit Einladungen zu Vorstellungsgesprächen überhäuft wird? Er lässt auch dann nichts im Argen, geht vorher ins Fitnessstudio und anschließend ins Solarium.
55 Und wenn er zu seinem Interview einläuft, scheint es so, als flögen ihm die Herzen zu. Aber Bellmann hat bis heute keinen Job. Woran das liegt? Ich habe keine Ahnung. Er übrigens auch nicht. Alle paar Tage ruft er mich an und wiederholt:

"Thomas! Die haben abgesagt."

"WAAS? Wissen die eigentlich, was die sich entgehen lassen?"

60 "Das ist ja das Absurde. Genau das haben die auch gesagt: Wir wissen genau, was wir verpassen. Aber wir haben uns anders entschieden."

(676 Wörter)

Quelle: Oswald, G.M.: Knapp vorbei ist auch daneben. *Junge Karriere*, Heft 4, 2001, S. 178.

Georg M. Oswald

Ohne Konzept

- Die Firma lag am Boden, das Wagniskapital war verbrannt, die Auftragsbücher leer und die Stimmung am Nullpunkt. Die Investoren gaben keinen Pfifferling' mehr auf die Mannschaft und ihre Geschäftsleitung. Versager, alle. Aber sei's drum, sagten sie sich. Man konnte das Geld abschreiben. Oder man konnte einen letzten Versuch wagen. Einen allerletzten Versuch.
- 5 Mehr als schon schief gegangen war, konnte nicht mehr schief gehen.
- Die Investoren holten Hirt. Hirt, so das Gerücht, war ein „Großmeister des Turn-arounds“, ja, so hatte ihn die Fachpresse bewundernd für seine Fähigkeit getitelt, Unternehmen aus schwierigem Fahrwasser in die Gewinnzone zu bringen. Und Hirt kam. Wer das Glück hatte, in seiner Nähe stehen zu dürfen, roch seinen Anzug. Er roch frisch gebügelt und dezent nach Aftershave. Hirt war gut gebräunt, seine Gesichtszüge waren scharf und ausgeruht. Man sagte,
- 10 er habe am Ironman-Triathlon in Hawaii teilgenommen. Hirt, das konnte jeder sofort erkennen, war es gewohnt, dem Aus ins Auge zu sehen. Er hatte die letzten zehn Jahre damit verbracht, Unternehmen vor dem Gang zum Insolvenzrichter zu bewahren. Bei den meisten war es ihm gelungen. Er sagte selbst, nicht bei allen.
- 15 Er senkte die Stirn, sah verwegen wie ein Boxer in die Runde und sagte: „Ich brauche jeden Einzelnen von Ihnen.“ Er sagte: „Ich werde ein Konzept erarbeiten. Sobald es fertig ist, können Sie alles vergessen, was Sie in diesem Unternehmen getan haben. Bis dahin machen Sie weiter wie bisher. Die Leute hielten sich daran. Die Geschäftsleitung fasste wieder Mut. Wenn Hirt an den Sitzungen teilnahm, schien es, als sei wieder mit Erfolgen zu rechnen. Zwar
- 20 sagte Hirt gar nichts und beobachtete nur, aber die Ruhe, die er ausstrahlte, wirkte Wunder. Die Geschäftsführung bereitete Beschlüsse vor. Optimistische Beschlüsse. Es sollte weitergehen. Sie legten sie Hirt vor. Der lehnte ab: „Machen Sie weiter wie bisher.
- „Er lässt sich Zeit“, hörte man am Mittagstisch der Geschäftsleitung. „Er lässt sich sehr viel Zeit.“ „Er ist eben ein Vollprofi.“
- 25 Hirt ging in alle Abteilungen. „Er ist sich für nichts zu schade“, hieß es. Er ließ sich alles zeigen. Er fällt nie ein Urteil über Anwesende. Wenn er um Rat gefragt wurde, sagte er: „Das ist eine gute Frage“ und: „Mein Konzept wird Ihnen die Antwort bringen.“
- Wochen vergingen. Alle warteten auf Hirts Konzept. Die Gläubiger. standen vor der Tür. Gansel, einer der Geschäftsführer, hielt es nicht mehr aus. Er ging zu Hirt ins Büro und rief
- 30 klagend: „Wann ziehen Sie endlich Ihr verdammtes Konzept aus der Tasche?“ Hirt betrachtete Gansel spöttisch wie ein Revolverheld das Greenhorn: „Es kommt nicht darauf an, wer zuerst zieht. Es kommt darauf an, wer zuerst trifft.“ Nichts geschah.
- Tage später saß Gansel mit den Kollegen der Geschäftsführung in seinem Büro. Der Vorstand ihres größten Kunden hatte einen Anruf angekündigt. Es würde um das kürzlich abgegebene
- 35 Angebot gehen. Diesen Auftrag bekommen, dachte Gansel, und die Firma wäre gerettet. Das Telefon läutete. „Aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund“, murmelte Gansel, bevor er abnahm. „Es hat sich herumgesprochen. In Anbetracht Ihrer wirtschaftlichen Probleme werden wir Ihnen den Auftrag nicht geben können“, sagte der Vorstand des Kunden. Gansel schloss die Augen. Das war's dann wohl. Den Hörer noch in der Hand sprach
- 40 er zu seinen Kollegen: „Wer sagt es Hirt?“

Pause.

45 „Hirt?“ rief der Kunde am anderen Ende der Leitung. „Hirt“ wiederholte Gansel. „Sie haben Hirt im Haus?“, der Kunde schien plötzlich euphorisch. „Ich kenne Hirt. Der war auch mal bei uns. Der größte Troubleshooter in der Branche. Ein echter Held. Na, wenn Hirt Sie noch nicht verloren gegeben hat, sieht die Sache möglicherweise anders aus. Wir melden uns wieder, aber ich sage Ihnen jetzt schon: Wenn Hirt bei Ihnen ist, bekommen Sie den Auftrag.“

„Hirt ist bei uns!“, bestätigte Gansel mit aufgerissenen Augen.

50 Am nächsten Tag kam der Auftrag. Die Mannschaft machte sich voll neuer Zuversicht an die Arbeit. Eine Anzahlung kam, Verbindlichkeiten wurden getilgt, Folgeaufträge akquiriert, der Laden kam wieder in Schwung, die Investoren waren begeistert.

Hirt hatte in der Firma nichts mehr zu tun. Er wurde woanders gebraucht. Als sich Gansel von ihm verabschiedete, fragte er: „Eines würde mich noch interessieren, Herr Hirt: Was ist eigentlich aus Ihrem Konzept geworden?“

„Haben Sie es nicht bemerkt, Gansel?“, antwortete Hirt, „Das Konzept - bin ich.“

(700 Wörter)

Quelle: Oswald, G.M.: Ohne Konzept. *Junge Karriere*, Heft 2/2002, S. 6.

Georg M. Oswald: **Personalwechsel**

5 Verena hatte sich entschlossen, Carl zu verlassen. Er wusste allerdings noch nichts davon. Sie hatte ihn sich genau angesehen beim Frühstück heute Morgen. Und jetzt, im Auto, auf dem Weg ins Büro, dachte sie darüber nach. Nein, das war nichts für sie. Nicht mehr. Zwar passte er, rein äußerlich, immer noch ganz gut in die Wohnung, in der alles zueinander passte, aber es war Verena nicht entgangen, dass an ihm erste sichtbare Mängel auftraten.

10 Carl hatte sich in den vergangenen Monaten vernachlässigt, war kaum noch im Studio gewesen. Er war zu blass und etwas zu füllig. Er redete viel und abgehackt, manchmal unverständlich und wirr. In letzter Zeit hatte er eine gewisse Neigung zum Politisieren entwickelt. Verena hasste das. Jeder hatte eine politische Meinung, schön, aber musste man sich mit Diskussionen darüber den Abend verderben? Carl steigerte sich da immer furchtbar hinein, und es gab jedes Mal Streit, egal ob Verena ihm zustimmte oder ihm widersprach. Einen ganzen Abend konnte er über Lohnnebenkosten polemisieren, als ginge es um sein Leben.

15 Wo war der souveräne und charmante Carl, den Verena vor einem Jahr kennen gelernt hatte? Der in der Lerngruppe immer der lockerste gewesen war? Der trotzdem hochfliegende Pläne gehabt hatte? Der davon träumte, ein Topmanager zu werden, und witzige Reden darüber halten konnte? Er hatte Selbstironie, das hatte ihr gefallen, und er war einer der besten Studenten. Das hatte ihr auch gefallen. Sie fand nichts dabei, auf jemanden zu stehen, nur weil er gut war. Manche fanden das unmoralisch. Innere Werte sind ja prima, dachte Verena, aber: what you see is what you get. Es gab keinen auch nur halbwegs überzeugenden Grund, warum das nicht ausgerechnet bei
20 Männern gelten sollte.

25 Es war nicht viel, was Carl von sich übrig gelassen hatte, fand Verena. Nach den Prüfungen waren alle aus der Lerngruppe unter gleichen Bedingungen an den Start gegangen. Es gab einige, auf die alle setzten. Zu ihnen zählten Carl und Verena. Und es gab andere, auf die keiner zählte, solche wie Fred. Aber Fred hatte jetzt sein Leben offensichtlich in die Hand genommen. Aus dem blassen prüfungängstlichen Pummelchen von vor einem Jahr war ein gut aussehender, schlanker Jungmanager geworden. Wer hätte damals gedacht, dass Fred sofort nach den Prüfungen als Vorstandsassistent landen würde und - das war die eigentliche Überraschung - seine Sache richtig gut machen würde?

30 Carl hingegen, bei dem es hätte wie am Schnürchen laufen sollen, bekam keinen Job. Noten, Aussehen, Auftreten - alles perfekt. Aber es klappte nicht. Assessment Center, Auswahlgespräche, Vorstellungsrunden. Carl blieb immer im Rennen, bis ihn, kurz vor Schluss, doch noch einer überholte. Niemand verstand das. Alle waren sich einig, irgendwann würde es schon klappen. Aber Carl ließ sich gehen.

35 Verena hatte nicht schlecht gestaunt, als sie Fred vor einem Monat auf der Straße getroffen hatte. „Du bist ja nicht wieder zu erkennen!“, hatte sie erfreut gerufen. „Ich weiß“, hatte Fred geantwortet, nicht weniger erfreut. Sie hatten sich über ihre Jobs unterhalten, über ihre Partner, nein, Fred war gerade Single, die Arbeit, du verstehst, und Verena schilderte das Problem mit Carl. Fred hatte sich bereit erklärt, etwas für Carl zu tun, er würde nachfragen, ob da was zu machen sei. Aus irgendeinem Grund aber hatte Verena Carl davon nichts erzählt. Sie hatte es wohl einfach
40 vergessen, dachte sie, als Fred an diesem Morgen anrief.

„So, wie es aussieht, könnte da was drin sein für Carl“, sagte Fred. „Du, ich habe mit Carl darüber gesprochen, ich glaube, der hat gar kein Interesse“, sagte Verena.

„Ach, ja?“, fragte Fred? „Ja, ich weiß, klingt komisch. Ich würde dir das gerne mal genauer erklären“, sagte Verena.

45 „Wie wär's mit essen gehen heute Abend?“, fragte Fred. „Wunderbar“, rief Verena.

„Schön. Ich bestelle uns einen Tisch. Ich meld' mich bei dir!“, sagte Fred.

Dann rief Verena Carl an und sagte ihm, es würde heute Abend spät werden, er solle nicht auf sie warten.

(640 Wörter)

Quelle: Oswald, G.M.: Personalwechsel. *Junge Karriere*, 11/2002, S. 114.

Erich Pawlu

Zwischen Laptop und Natur

Karin hatte Hans über eine Zeitungsanzeige kennen gelernt. Als er ihr zum ersten Mal entgegentrat, fühlte sie jenes Zittern in den Kniekehlen, für das nur Ärzte und Verliebte eine Erklärung finden. Aber zugleich wunderte sich Karin, dass der fremde Mann mit einem Koffer aus dem Auto stieg. Bei diesem ersten Zusammentreffen hatte sie eher mit einem
5 Blumenstrauß gerechnet. „Reisen Sie gleich weiter?“ fragte sie schnippisch. „Oder brauchen Sie den Koffer etwa für Karteikarten?“ „Karteikarten?“ fragte Hans verdutzt. „Na ja, damit Sie die Übersicht über Ihre Rendezvous¹-Verpflichtungen nicht verlieren.“ Jetzt gab der kontaktsuchende Herr eine knappe Erklärung ab: „Ich bin Grundstücksmakler. Mit allen berufsspezifischen Verpflichtungen.“ Karin verstand nicht. „Weil Sie Makler sind, rennen Sie
10 Tag und Nacht mit einem Koffer durch die Landschaft?“ „So ist es. Als Makler bin ich leider gesetzlich verpflichtet, meine Aktivitäten lücken- und makellos nachzuweisen. Das Finanzamt hat ein reges Interesse daran, exakt zu erfahren, wie ich meine Tage verbringe. Dazu benötige ich den tragbaren Computer. Er ist Stoppuhr, Buchhalter und Zeuge zugleich. Jeden Abend druckt er auf steuerrechtlich zulässigen Formularen eine Übersicht über
15 meine Tagesmobilität aus.“

„Sie leben ja wie in Orwells Welt²“, meinte Karin. „So schlimm ist es nicht“, beruhigte Hans. „Noch lässt man mir kleine Spielräume für die Entscheidung, welche meiner Aktivitäten ich als privat und welche ich als beruflich einstufen möchte.“

Karin gewöhnte sich nur mit Mühe daran, dass sie mit Hans nie ganz allein sein konnte. Der
20 Computer war immer dabei. Wenn sie sich zum Mittagessen trafen, postierte Hans den Laptop vor dem staunenden Ober auf einem Restauranttisch, rief die Bildschirmmaske „Private Aktivitäten“ auf und tippte die Uhrzeit sowie die Codeziffer für „Persönliche Vergnügungen“ in den Speicher ein. „Bist du etwa sogar verpflichtet, jeden Kuss elektronisch zu verbuchen?“ fragte Karin eines Tages, als sie sich schon sehr gut kannten. Hans küsste sie
25 daraufhin und hielt dabei nicht nur seine Augen, sondern auch den Computerdeckel geschlossen. Damit bewies er, dass die Wissbegierde des Finanzamtes irgendwo auch Grenzen hat.

Eigentlich, dachte Karin, wollte ich ja immer einen fortschritts-, ordnungs- und gesetzliebenden Mann kennen lernen. Und erfolgreich sollte er auch sein. Also ist Hans genau der
30 Richtige. Inzwischen wundert sich Karin nicht mehr, wenn Hans zu Beginn eines gemeinsamen Spaziergangs über romantische, aber baureife Wiesen die Maske „Geschäftliche Aktivitäten“ auf den Laptop Bildschirm zaubert, um Ort und Zeit korrekt zu speichern. Der Gang durch die schöne Natur stimmt Karin zärtlich und Hans unternehmerisch. Anschließend sieht sich der Makler sofort nach einem provisorischen Arbeitsplatz für seinen Computer um.
35 Eine Parkbank ist die Ideallösung. In Notfällen muss Karin den Laptop auf ihre gebeugten Knie nehmen. Da sieht sie aus, als diene sie Hans und dem Finanzamt in Büberhaltung³. Aber wenn sie dann mitverfolgt, wie ihr tüchtiger Freund den gemeinsamen Spaziergang vermarktet, röten sich vor Freude und Respekt ihre Wangen. Hans tippt zielstrebig die geschätzten Werte

¹ Verabredung

² Georg Orwell schrieb das Buch „1984“, in dem es um einen Überwachungsstaat geht, der die Menschen bis aufs Äußerste kontrolliert.

³ Haltung, die man beim Buße tun einnimmt. Buße bedeutet die Umkehr oder Einsicht in Fehlverhalten.

40 für die Bodenqualität, die Daten für die Möglichkeiten einer Verkehrserschließung und die Preise der benachbarten Grundstücke in die Tastatur. Dann interpoliert (= errechnen) das elektronische System die Quadratmeterpreise des soeben durchwanderten Terrains. Da fliegt die Farbe des Lebens auch ins Gesicht des Computerbesitzers.

45 „Ein bereichernder Spaziergang“, flüstert das liebende Paar. Karin und Hans beweisen, dass zwei Menschen völlig unterschiedliche Vorstellungen vom tieferen Sinn der Naturbegegnungen haben können und sich dennoch nicht streiten müssen. Karin spürt mit jedem Spaziergang mehr Verbundenheit mit den heimischen Feldern, Wäldern und Auen. Hans bedient seinen tragbaren Computer, denkt ans Geschäft und freut sich darüber, dass ihm selbst bei strengster Auslegung der makler- und steuerrechtlichen Vorschriften noch vergönnt ist, in seine beruflichen Objektbesichtigungen ein paar private Freuden einzustreuen.

(629 Wörter)

Quelle: Franz Hebel und Karl-Heinz Jahn (Hrsg.) (1992): *Computer in Sprache und Literatur. Bausteine für den Deutschunterricht. Textband*. Berlin: Cornelsen, S. 146-147.

Endlich leben

1 „Ich weiß nicht, was Sie sich in den Kopf gesetzt haben, Frau Schramm“, sagte er. „Ihre
2 Entlassung, wenn Sie es so nennen wollen, ich würde es eher als eine Art verlängerten
3 Erholungsurlaub bezeichnen, hat nicht das geringste mit Ihren von uns allen anerkannten
4 Leistungen zu tun. Schließlich werden wir alle alt, der eine früher, der andere später; daß
5 wir kein Vertrauen zu Ihnen haben, davon kann keine Rede sein.“ Er lächelte gewinnend:
6 „Unsere Firma hat sich in den letzten Jahren über alle Erwartungen hinaus vergrößert
7 und stellt Dinge her, an die gegen Ende des Krieges noch kein Mensch denken konnte.
8 Die Anforderungen an die Arbeitskräfte haben sich geändert. Man verlangt mehr, man
9 verlangt anderes. Es ist rentabler, neue Mitarbeiter auszubilden, als alte umzustellen.“
10 „Sehen Sie“, sagte er herzlich, „wir haben Maschinen, die noch völlig in Ordnung sind
11 und trotzdem den neuesten Konstruktionen Platz machen müssen: immer das Neueste,
12 das Beste, das Schnellste. Wie ich Sie kenne, Frau Schramm, fortschrittlich,
13 unsentimental und immer auf das Wohl und Wachstum der Firma bedacht, müßten Sie
14 als erste dafür Verständnis haben. Ich weiß, Menschen sind keine Maschinen, aber in
15 einem Betrieb wie dem unseren müssen sie rationell eingesetzt werden.
16 Selbstverständlich gehen Sie nicht von heute auf morgen. Sie bleiben noch eine Zeitlang
17 bei uns und arbeiten die neue Kraft ein; ich habe dafür Fräulein Viol vorgesehen, die Sie
18 selbst empfohlen haben. Wenn Sie noch spezielle Wünsche oder Klagen haben ...“ Frau
19 Schramm schüttelte den Kopf. Die Wände und sein Gesicht schwankten von rechts nach
20 links. „Was soll ich denn tun?“ murmelte sie. Das galt nicht ihm. Sie fragte sich selbst,
21 wußte aber keine Antwort. „Leben, Frau Schramm“, sagte er fröhlich, „endlich leben.
22 Bücher lesen, Reisen machen, Geselligkeit pflegen, das private Reservat, das jeder
23 Mensch hat, über den ganzen Tag ausdehnen. Haben Sie keine Hobbys, die das Büro
24 bisher am Feierabend und an den Wochenenden verdrängt hat? Nun haben Sie Zeit! Ich
25 beneide Sie, Frau Schramm, ganz ehrlich, ich wollte, ich wäre schon so weit.“
26 Langsam kochte Zorn in ihr hoch, ausgelöst von dem „Ich beneide Sie“, oder von der
27 Überzeugung, daß sie falsch gedacht und vergeblich geopfert hatte. Sie ließ die
28 Türklinke los und ging Schritt für Schritt auf ihn zu. „Ich habe kein privates Reservat“,
29 sagte sie leise, als wollte sie um Entschuldigung bitten, daß sie ihre Pflicht nicht getan
30 habe. „Ich habe kein Hobby, Herr Direktor“, sagte sie, „meine Lieblingsbeschäftigung ist
31 die Firma.
32 Kein Mensch hat in all den Arbeitsjahren von der Notwendigkeit eines privaten Reservats
33 gesprochen, im Gegenteil...“ Sie wiederholte plötzlich, was in der Jubiläumsrede gesagt
34 worden war und sah ihm an, daß auch er sich erinnerte:
35 „... auf den Schultern der alten treuen Mitarbeiter ruht unsere Firma. Von ihrer
36 Zuverlässigkeit, ihrem Fleiß, ihrem selbstlosen Einsatz hängt das Gedeihen des
37 gewaltigen, in aller Welt bekannten Wellis-Konzerns ab, und er wird es ihnen danken ...“
38 Bei dem Wort „danken“ kamen ihr plötzlich die Tränen. Verzweifelt suchten ihre Hände
39 in der Handtasche nach einem Taschentuch. Sie konnte kein Wort mehr hervorbringen.

(Wörter: 499)

Quelle: Rehmman, Ruth (1989): *Illusionen*. München: Dt. Taschenbuch Verlag, S. 7.

Eine kleine Karrieremaßnahme

1 Im Kampf zwischen Ebenbürtigen muss es erlaubt sein, zu Mitteln zu greifen, die im
2 Wettbewerb unter Ungleichen verpönt wären. Wie sonst soll Bewegung in eine Pattsituation¹
3 geraten wie diese, in der Küttel und Baumann seit bald zwei Jahren gefangen sind?
4 Küttel und Baumann sind beide Ende Dreißig, beide Elektroingenieure, beide MBA², beide
5 d/f/e³ mit Kenntnissen in IT⁴, beide vernetzt denkend, teamfähig und belastbar. Beide leiten
6 eine etwa gleich große Abteilung und beide sind prädestiniert⁵ für die Regionalleitung.
7 Auf dem Papier. In der Praxis sieht das natürlich ganz anders aus. In der Praxis besteht nicht
8 der leiseste Zweifel darüber, wer für den Job geschaffen ist und wer damit hoffnungslos
9 überfordert wäre. Geschaffen: Küttel. Überfordert: Baumann.

10 Aber es ist so oft beim Offensichtlichen: Die, die entscheiden, sind blind dafür. Schmid, zum
11 Beispiel, der CEO⁶, tut, als hätte er es mit zwei gleichwertigen Kandidaten zu tun. Als könnte
12 er jederzeit ohne Risiko den einen oder den anderen ziehen, wie ein Los in einer nietenlosen
13 Tombola.

14 Nur um dieses vermeintliche Gleichgewicht zu stören und Schmid auf seiner vergeblichen
15 Suche nach einem objektiven Entscheidungskriterium behilflich sein, liefert Küttel diesem ein
16 subjektives, das ihm der Zufall in die Hände gespielt hat: Hartmann aus der Finanz hat
17 während eines Sandwichlunchs anlässlich der Quartalabschlusspräsentation eine Bemerkung
18 von Schmid aufgeschnappt, die reines Dynamit für Baumanns Karriere bedeutet.

19 „Ein bisschen mehr Wirklichkeitsnähe und ein bisschen weniger Judo würde dem auch nichts
20 schaden“, hatte Schmid über den Manager eines Konkurrenzunternehmens gesagt. Dass
21 Schmid sich abschätzig über die Konkurrenz äußert, ist keine Überraschung. Die Sensation
22 besteht darin, dass er es über Judo tut. Schmid's Abneigung gegen Judo ist für Küttel eine
23 absolute Trouvaille⁷. Judo! Baumanns Leibesportart!

24 Küttel versteht Schmid auf Anhieb. Schon wie die angezogen sind. In dieser Art
25 Herrenkimono⁸. Mit den Hochwasserhosen und den zu kurzen, viel zu weiten Ärmeln. Und diese
26 Gürtel, die immer wieder aufgehen. Nach jedem kleinsten Gerangel müssen sie wieder neu
27 gebunden werden. Judo kommt gleich nach Kirschsteinespucken und noch vor Gehen.

28 Fast drei Wochen muss Küttel auf eine Gelegenheit warten, um Schmid mit der tödlichen
29 Information zu versorgen. Aber dann gelingt es ihm auf besonders elegante Weise. Er
30 begegnet seinem CEO zufällig auf einem von dessen desorientierten Gängen durch die
31 mittleren Etagen, und dieser fragt: „äh, können Sie mir sagen, wo Baumanns Büro ist?“

32 „Vierte Tür links, aber Baumann ist um diese Zeit meistens schon im Judo.“ Die Nachricht
33 verfehlte ihre Wirkung nicht. „Was“, sagt Schmid, „Baumann ist ein *Judoka*?“ Und Küttel kann
34 noch einen draufsetzen: „Sogar ein ganz angefressener. Soviel ich weiß, hat er den

34 schwarzen Gürtel.“
35 Bereits eine Woche später trägt Küttels kleine Indiskretion⁹ erste Früchte. Frau Gubler,
36 Schmid's Sekretärin, ruft an und bestellt ihn für den nächsten Morgen um neun Uhr in dessen
37 Büro. Es würde ihn nicht wundern, wenn das der Durchbruch wäre.
38 Um fünf vor neun steht er in Schmid's Vorzimmer. Frau Gubler empfängt ihn mit den Worten;
39 „Herr Schmid hat eben angerufen, er komme zwanzig Minuten später. Er ist noch mit Herrn
40 Baumann im Judo.“ „Im Judo?“ rutscht es Küttel heraus. „Ich dachte, Herr Schmid hasst
41 Judo?“ Frau Gubler schaut ihn erstaunt an. „Sie verwechseln das mit Yoga.“

¹ Pattsituation: Gleichstand

² MBA: Master of Business Administration

³ d/f/e: Sprachkenntnisse in Deutsch/Französisch/Englisch

⁴ IT: Informationstechnik

⁵ prädestiniert: für etwas in so hohem Maße geeignet, dass es vorherbestimmt erscheint

⁶ CEO: Chief Executive Officer (Vorstandsvorsitzender oder geschäftsführendes Vorstandsmitglied)

⁷ Trouvaille: Glücklicher Fund, wertvolle Entdeckung

⁸ Kimono: japanisches Kleidungsstück

⁹ Indiskretion: unangemessene Weitergabe privater Informationen

(Die Rechtschreibung wurde angepasst.)

(Wörter: 529)

Quelle: Suter, Martin (2007): *Unter Freunden und andere Geschichten aus der Business Class*.
Zürich: Diogenes, S. 107-109.

Pattie Wigand

Ein Montagmorgen im Bus (1991)

Es waren drei kleine Wörter, die ein Wunder bewirkten.

Als ich in den Bus stieg, schien die Sonne. Bei einem Blick aus dem Fenster des 151ers zeigte sich freilich der Chicagoer Winter von seiner schmutzigsten Seite - kahle Bäume, Schneematsch, die Autos voller Streusalzspritzer.

5 Der Bus fuhr mehrere Kilometer am Lincolnpark entlang, aber niemand schaute hinaus. Wir, die Fahrgäste, saßen in dicken Mänteln dicht nebeneinander und dösten zum eintönigen Rattern des Motors in der stickigen überheizten Luft.

Kein Mensch sprach. Das gehörte zu den ungeschriebenen Regeln des Chicagoer Berufsverkehrs. Zwar begegneten uns jeden Tag dieselben Gesichter, aber wir versteckten uns lieber hinter

10 unseren Zeitungen. Konnte etwas symbolträchtiger sein? Menschen, die nebeneinandersaßen, hielten mit dünnen Bogen Papier Distanz.

Als sich der Bus den Wolkenkratzerpalästen des Michiganboulevards näherte, ertönte plötzlich eine laute Stimme: „Achtung! Achtung!“ Zeitungen raschelten. Hälse reckten sich.

„Hier spricht der Fahrer.“

15 Stille. Alles starrte dem Fahrer auf den Hinterkopf. In seiner Stimme lag Autorität.

„Legen Sie alle die Zeitung weg.“

Langsam, zentimeterweise sanken die Blätter. Der Fahrer wartete. Wir falteten die Zeitungen zusammen und legten sie auf den Schoß. "Nun drehen Sie alle den Kopf zur Seite, und sehen Sie Ihrem Sitznachbarn ins Gesicht. Na, los, auf geht's!" Erstaunlicherweise gehorchten wir. Noch

20 lächelte niemand. In gedankenlosem Gehorsam folgten wir wie eine Herde.

Neben mir saß eine ältere Frau mit einem roten, fest um den Kopf geschlungenen Schal. Ich sah sie fast täglich. Wir blickten uns in die Augen und warteten unbewegt auf die nächste Anordnung.

„Jetzt sprechen Sie mir nach ...“

Es war ein Befehl, erteilt im Ton eines militärischen Ausbilders: „Guten Morgen, Nachbar!“

25 Die Stimmen klangen schwach und ängstlich. Bei vielen von uns waren es die ersten Worte, die uns an dem Tag über die Lippen kamen. Doch wir sagten sie wie Schulkinder im Chor zu dem fremden Menschen neben uns.

Wir lächelten uns an. Wir konnten nicht anders. Da war zum einen das Gefühl der Erleichterung, daß wir nicht entführt oder ausgeraubt wurden, zum anderen aber auch das leise Empfinden, daß

30 sich hier eine lange unterdrückte allgemeine Höflichkeit Bahn brach. Wir hatten es gesagt; das Eis war gebrochen. Guten Morgen, Nachbar. Eigentlich war es gar nicht so schwer. Einige wiederholten es sogar. Andere gaben sich die Hand. Viele lachten.

Der Busfahrer sagte nichts mehr. Es war auch gar nicht nötig. Keine einzige Zeitung wurde wieder hochgenommen. Alle unterhielten sich angeregt. Erst hatten wir zwar den Kopf über den verrückten

35 Kerl von Fahrer geschüttelt, aber nun waren wir alle froh über seinen Einfall.

Immer wieder gab es Gelächter, warme sprudelnde Laute, wie ich sie nie zuvor in einem Linienbus gehört hatte.

Als wir meine Haltestelle erreichten, sagte ich meiner Nachbarin auf Wiedersehen und sprang vom Trittbrett, um einer Pfütze auszuweichen. An derselben Haltestelle hatten vier weitere Busse angehalten, denen Fahrgäste entstiegen. Die Weiterfahrenden saßen regungslos und stumm da wie Ölgötzen. Anders die Leute in meinem Bus. Als er losfuhr, brachten ihre lebhaften Mienen mich zum Lachen. Der Tag hatte besser angefangen als alle Tage sonst.

40 Ich blickte dem Fahrer nach. Er sah konzentriert in den Rückspiegel, um eine Lücke im Verkehr zu erspähen. Es schien ihm gar nicht bewusst zu sein, welch ein Montagmorgengewunder er da eben vollbracht hatte.

45
(531 Wörter)

Quelle: Wigand, P. (1991). *Ein Montagmorgen im Bus*.

http://www.krapp-gutknecht.de/media/files_public/ghpievsfrfrf/06_Saarland, Abruf: 08.10.2015.

Der Mensch im Mittelpunkt

Wer sagt es denn: Der Trend geht wieder in Richtung Mensch. Haben die es auch schon gemerkt. Hat aber gedauert. Nach Jahren der Profitmaximierung, Kostenreduzierung, Synergetisierung, Restrukturierung, Shareholder Validisierung, Liberalisierung stoßen sie plötzlich auf den Menschen als prioritären Unternehmenswert.

- 5 Mosimann sitzt in der Lobby des Majestic und arbeitet Management-Fachliteratur auf. Ab und zu braucht er das, sonst ist er weg vom Fenster.

Bei den Neuerscheinungen genügt es zwar, die *minutes* zu lesen, um mitreden zu können. Aber es ist auch wieder mal ganz wirkungsvoll, mit einem Zitat aufzutrompfen, das nicht in den Kurzzusammenfassungen steht. Deshalb deckt er sich einmal im

- 10 Monat mit einem aktuellen Querschnitt ein und haut für ein paar Tage ab. *No calls*. Diesmal hat er sich für das Majestic entschieden. Nicht so penetrant business. Davon hat er auf Geschäftsreisen genug. Wirklich gut ausgebildetes Personal. Diskret und trotzdem aufmerksam. Nette Suiten. Nichts Protziges, Schlafzimmer, Wohnzimmer, Umkleidezimmer, Bäder. Aber die Details stimmen. Das ist wichtig in einer Klausur.

- 15 Sonst ist die Konzentration futsch. Da darf der Kamin keine Attrappe sein. Wenn er es als effizienzfördernd erlebt, vor dem Kaminfeuer zu arbeiten, dann braucht es einen Kamin, der funktioniert, und jemanden, der ihn anfeuern kann. Nur als Beispiel.

Dass er jetzt in der Lobby arbeitet, hat wirklich nichts mit der Qualität der Suite zu tun. Es hat, hübscher Zufall, genau mit dem Thema des Buches zu tun, das er im Moment

- 20 mit einem leuchtgrünen Marker durchhighlightet: *Der Mensch*.

Der Mensch, nicht als *human resource*, nicht als Kostenfaktor, nicht als Produktionsrisiko, nicht als Einsparpotential. Der Mensch als Mensch. Wie er die Lobby betritt, langbeinig und mit schlanken Fesseln, unternehmungslustig oder gelangweilt, der Mensch, wie er an Mosimanns Sessel vorbeistöckelt oder –schlendert oder –wiegt

- 25 und die drei Tritte zur Bar hochsteigt und ihn – vielleicht – mit einem Blick streift, bevor die Tür aufgleitet und der Mensch in der Bar verschwindet.

Jetzt endlich, nach Jahren der entmenschlichten Gewinnorientierung, beginnt die Managementlehre den Menschen als Unternehmenszweck zu entdecken. Die Erhöhung des psychischen und physischen Wohlbefindens wird endlich zum Maßstab

- 30 des wirtschaftlichen Erfolgs. Und materielle und finanzielle Wertschöpfung gelten endlich als nichts anderes als deren natürliches Nebenprodukt.

Hat er immer gesagt. Aber ihm glaubt man es nicht. Von ihm wird erwartet, dass er vierundzwanzig Stunden am Tag für den Laden zur Verfügung steht. Ihn benutzt man als entmenschlichten Vollstrecker einer Meute geldgieriger Aktionäre.

- 35 Mosimann blickt sich in der Lobby um. Ein ständiges Kommen und Gehen unbeschwerter schöner Menschen besten psychischen und physischen Wohlbefindens. Und mitten unter ihnen Mosimann, das arme Schwein, am Fachliteratur Büffeln.

Spontan geht er in die Bar, bestellt einen Whisky und beschließt, den Nachmittag freizunehmen. Unter Menschen.

(448 Wörter)

Quelle: Martin Suter (2012): *Abschalten*. Zürich: Diogenes.

Steinhausers Schrecksekunde

1 Steinhauser ist früh dran. Er hat schlecht geschlafen. Um vier Uhr erwacht und an
2 Bergmann gedacht. Wenn er sicher sein will, nicht mehr einschlafen zu können, braucht
3 er nur an Bergmann zu denken. An irgendein Detail: seinen affektierten Haken auf dem
4 Verteiler, seine durchscheinenden Socken, seine verschiedenfarbigen Klebenotizen in
5 der Agenda, seine lederbezogene Kleenex-Box auf dem Beifahrersitz seines schwarzen
6 Audis. Jeder Gedanke an irgendetwas, das mit Bergmann zu tun hat, führt ihn tief in ein
7 Kaleidoskop aus Bildern, Assoziationen, Sätzen und Episoden, die sich alle um
8 Bergmann drehen. Wenn Steinhauser mit Bergmann im Kopf erwacht und nach einer
9 Stunde nicht wieder eingeschlafen ist, steht er auf. Früher tat er das vorsichtig, um Karla
10 nicht zu wecken. Aber seit sie getrennte Schlafzimmer haben (eine Maßnahme, die ihren
11 ursprünglichen Zweck- die Belebung des erotischen Aspekts ihrer Beziehung –
12 nachhaltig verfehlt hat), knipst er einfach das Licht an.

13 Heute ist Steinhauser um fünf auf den Beinen, um sechs aus dem Haus und vor halb
14 sieben im Lift in den fünften Stock, die Führungsetage der CLABCO.

15 Das Gebäude ist ausgestorben, wie immer um diese Zeit. Steinhauser schaltet den
16 Kopierer und den Kaffeeautomaten ein, betritt sein Büro und öffnet die Fenster. Tief
17 unter ihm auf dem Direktionsparkplatz steht ein einziges Auto: sein dunkelblauer BMW.
18 Er setzt sich an den Schreibtisch und nimmt sich den Stapel mit den dringendsten
19 Pendenzen vor.

20 Eine halbe Stunde später geht er ins Vorzimmer, holt zwei Jetons aus der Schublade
21 seiner Sekretärin und schlendert zum Automaten. Den ersten Kaffee schüttet er weg, den
22 zweiten süßt er mit Assugrin. Bis acht Uhr redigiert er das Protokoll der
23 Verkaufsleitersitzung. Als er es seiner Sekretärin ins Vorzimmer bringen will, ist ihr Platz
24 leer. Komisch, sonst ist sie an Montage um Viertel vor acht am Schreibtisch.

25 Er holt sich noch einen Kaffee. Im Abfall liegt nur der Becher des weggeschütteten und
26 der leere Assugrinbeutel. Noch niemand außer ihm hat den Automaten benützt. Er wird
27 an der Montagssitzung das Thema Arbeitszeiten aufbringen.

28 Eine halbe Stunde später herrscht immer noch Stille im Haus. Steinhauser geht ans
29 Fenster. Sein BMW ist das einzige Fahrzeug weit und breit.

30 BMW ist das einzige Fahrzeug weit und breit.

31 Eiskalt läuft es ihm den Rücken herunter. Gibt es die CLABCO nicht mehr? War er so
32 vertieft in ihr Management (und den damit verbundenen Zweikampf mit Bergmann)

33 gewesen, dass er nicht bemerkt hat, dass sie geschlossen wurde? Leitet er die
34 Verkaufsabteilung eines Phantomunternehmens?
35 Mitten in dieser Schrecksekunde fährt Bergmanns schwarzer Audi auf den Parkplatz und
36 hält genau neben seinem BMW. Steinhauser zieht sich vom Fenster zurück. Wenigstens
37 hat auch Bergmann den Untergang der CLABCO verpasst.
38 Kurz darauf klopft es. Bergmann tritt ein. Im Tennisdress. „Hab nur mein Racket im Büro
39 vergessen“, erklärt er, „lass dich nicht stören. Das kenn ich von früher: Pendenzen
40 aufarbeiten müssen am Pfingstmontag.“

(Wörter: 462)

Quelle: Martin Suter. (2005). *Huber spannt aus und andere Geschichten aus der Business Class*. Zürich: Diogenes.

Martin Suter

Widmann, Workaholic

Auf Widmanns Ebene sind alle Workaholics: Tauber, Eicher, Schmutz, sogar Baumler auf seine Art. Obwohl dieser lange Trockenperioden hat, in denen sein Parkplatz wochenendlang leer steht. Aber danach packt es ihn umso heftiger. Ein Quartalsworkaholic.

- Widmann selbst ist eher ein Gesellschaftsworkaholic. Er tut es einfach, weil es gesellschaftlich
- 5 erwartet wird. Wenn er ehrlich ist, mag er es nicht, das Arbeiten. Er muss sich richtig überwinden. Er könnte ohne Probleme ganz ohne auskommen. Er könnte monatelang keinen Finger rühren, ohne auch nur die Spur einer Entzugserscheinung. Er könnte die Wochenenden unrasiert im Trainingsanzug durchbrunchen, mit kurzen Erholungsphasen auf dem Liegestuhl, dem Sofa oder dem Bett, je nach Wetter und Tageszeit.
- 10 Stattdessen muss er im gemäßigten Freizeitlook mit Exposés in der Hand durch die leeren Gänge tigern und darauf achten, dass er dabei von Tauber, Eicher, Schmutz oder Baumler gesehen wird.
- Wenn es nach ihm ginge, würde er Punkt siebzehn Uhr nullnull den Griffel fallen lassen und auf einen Drink oder zwei in die „Big Ben“-Bar gehen oder auf die „Lago“-Terrasse, je nach
- 15 Jahreszeit und Witterung. Aber der gesellschaftliche Zwang, bis neunzehn Uhr Dinge zu erledigen, die ohne weiteres bis morgen warten könnten, und dann zu Hause anrufen, dass es – guess what? – wieder einmal später werde, ist stärker. So sitzt er Abend für Abend am Schreibtisch, erledigt längst Erledigtes und beteiligt sich am Lichterwettbewerb der oberen Kader: Wessen Licht geht zuletzt aus?
- 20 Widmann würde auch sein Ferienguthaben voll ausschöpfen. Er wäre ein Naturtalent im Brückenschlagen zwischen Wochenenden und offiziellen Feiertagen. Er würde aus seinen fünf Wochen mit ein paar Kniffen über sechs machen. In günstigen Kalenderjahren sogar über sieben. Aber nein, er stößt in den Ferien später dazu und reist früher ab.
- Er verbringt die Siestas vor dem Laptop und ist rund um die Uhr auf dem Handy erreichbar. Er
- 25 legt sich einen Vorrat an nicht bezogenen Ferienwochen an, als Konversationsthema für Tauber, Eicher, Schmutz oder Baumler.
- Am Kaffeeautomaten begegnen sie sich manchmal bei einem kurzen Boxenstopp. Während der bittere Espresso ins Styropor fließt, bleibt Zeit zum Austausch einiger Stoßseufzer über den momentanen Stand der Überlastung.
- 30 Wenn nämlich einer auf Widmanns Ebene kein Workaholic ist, gerät er leicht in den Verdacht, nicht überlastet zu sein. Überlastung ist jedoch das untrügliche Anzeichen für Unersetzlichkeit. Jemand, der nicht überlastet ist, macht einen Job, den auch andere erledigen können.
- So bleibt Widmann nichts anderes übrig, als mitzuhalten. Sechzig, siebzig, sogar achtzig
- 35 Wochenstunden hinzulegen und so oft wie möglich im Kreis von Mitbetroffenen darüber zu reden. „Mein Name ist Widmann, ich bin Workaholiker.“

Quelle: Martin Suter (2005): *Huber spannt aus und andere Geschichten aus der Business Class*. Zürich: Diogenes.

Ruth Rehmman

Die Entlassung (1989)

... "Ich weiß nicht, was Sie sich in den Kopf gesetzt haben, Frau Schramm", sagte er. „Ihre Entlassung, wenn Sie es so nennen wollen, ich würde es eher als eine Art verlängerten Erholungsurlaub bezeichnen, hat nicht das geringste mit Ihren von uns allen anerkannten Leistungen zu tun. Schließlich werden wir alle alt, der eine früher, der andere später; daß wir kein Vertrauen zu Ihnen haben, davon kann keine Rede sein."

5

Er lächelte gewinnend: „Unsere Firma hat sich in den letzten Jahren über alle Erwartungen hinaus vergrößert und stellt Dinge her, an die gegen Ende des Krieges noch kein Mensch denken konnte. Die Anforderungen an die Arbeitskräfte haben sich geändert. Man verlangt mehr, man verlangt anderes. Es ist rentabler, neue Mitarbeiter auszubilden, als alte umzustellen."

10 "Sehen Sie", sagte er herzlich, „wir haben Maschinen, die noch völlig in Ordnung sind und trotzdem den neuesten Konstruktionen Platz machen müssen: immer das Neueste, das Beste, das Schnellste. Wie ich Sie kenne, Frau Schramm, fortschrittlich, unsentimental und immer auf das Wohl und Wachstum der Firma bedacht, müßten Sie als erste dafür Verständnis haben. Ich weiß, Menschen sind keine Maschinen, aber in einem Betrieb wie dem unseren müssen sie rationell eingesetzt werden. Selbstverständlich gehen Sie
15 nicht von heute auf morgen. Sie bleiben noch eine Zeitlang bei uns und arbeiten die neue Kraft ein; ich habe dafür Fräulein Viol vorgesehen, die Sie selbst empfohlen haben. Wenn Sie noch spezielle Wünsche oder Klagen haben ..."

Frau Schramm schüttelte den Kopf. Die Wände und sein Gesicht schwankten von rechts nach links.

"Was soll ich denn tun?" murmelte sie. Das galt nicht ihm. Sie fragte sich selbst, wußte aber keine

20 Antwort.

„Leben, Frau Schramm", sagte er fröhlich, „endlich leben. Bücher lesen, Reisen machen, Geselligkeit pflegen, das private Reservat, das jeder Mensch, hat, über den ganzen Tag ausdehnen. Haben Sie keine Hobbys, die das Büro bisher am Feierabend und an den Wochenenden verdrängt hat? Nun haben Sie Zeit! Ich beneide Sie, Frau Schramm, ganz ehrlich, ich wollte, ich wäre schon so weit."

25 Langsam kochte Zorn in ihr hoch, ausgelöst von dem „Ich beneide Sie", oder von der Überzeugung, daß sie falsch gedacht und vergeblich geopfert hatte. Sie ließ die Türklinke los und ging Schritt für Schritt auf ihn zu.

„Ich habe kein privates Reservat", sagte sie leise, als wollte sie um Entschuldigung bitten, daß sie ihre Pflicht nicht getan habe. „Ich habe kein Hobby, Herr Direktor", sagte sie, „meine Lieblingsbeschäftigung
30 ist die Firma.

Kein Mensch hat in all den Arbeitsjahren von der Notwendigkeit eines privaten Reservats gesprochen, im Gegenteil..." Sie wiederholte plötzlich, was in der Jubiläumsrede gesagt worden war und sah ihm an, daß auch er sich erinnerte: „... auf den Schultern der alten treuen Mitarbeiter ruht unsere Firma.

35 Von ihrer Zuverlässigkeit, ihrem Fleiß, ihrem selbstlosen Einsatz hängt das Gedeihen des gewaltigen, in aller Welt bekannten Wellis-Konzerns ab, und er wird es ihnen danken ..."

Bei dem Wort „danken" kamen ihr plötzlich die Tränen. Verzweifelt suchten ihre Hände in der Handtasche nach einem Taschentuch. Sie konnte kein Wort mehr hervorbringen.

(499 Wörter)

(Die Textvorlage folgt der alten Rechtschreibung)

Quelle: Rehmman, Ruth (1989): *Illusionen*. München: Dt. Taschenbuch Verlag.

GEIER

Geier waren wir.

Unser Opfer war Harold. Manchmal kommt mir alles im Traume wieder.

Wir hocken auf dem Rand unserer Büroschränke. Mit kahlen, hässlichen, lauernden Geierköpfen. Unter uns, an seinem Schreibtisch, Harold.

5 Mit seiner Beförderung zum Prokuristen hatte Harolds Ende begonnen. Er strahlte an diesem Tage, schritt energiegeladen durch die Flure. Siegesicher. Er hatte es geschafft, er würde es weiterhin schaffen.

10 Wir, seine Kollegen, waren jenseits allen Neides. Längst schon hatte er uns überrundet, hatte seine Beförderung sich abgezeichnet. Unseren Neid hatten wir hinter uns gebracht, zu einem früheren Zeitpunkt. Und resigniert angesichts Harolds Energie. Jetzt standen wir auf. Nicht gegen Harold, sondern um aus sicherem Abstände seinen Kampf zu beobachten.

"Ob er es schafft?"

"Kaum. Zuviel Arbeit. Und es wird noch mehr, verlasst euch darauf!"

"Abwarten. Harold ist zäh."

15 Die Geier bezogen ihre Posten.

Schon bald nach seiner Beförderung erschien Harold verändert. Betont freundlich war er bisher gewesen, frei von Launen. Nun wurde er gereizt, fuhr seine Untergebenen an. Meist zwar fand er hinterher eine Entschuldigung. Doch war dies nur ein Beweis dafür, wie schwer ihm bereits die Kontrolle über sich selbst fiel.

20 "Was habe ich gesagt? Es wird zuviel für ihn." Vielsagend zwinkerten wir uns zu.

Harolds rechtes Augenlid begann zu zucken. Bemerkte Harold es nicht? Jedenfalls sah er uns beim Gespräch unbefangen an, während wir Mühe hatten, ihm nicht ins Gesicht zu lachen. Es war zu komisch, dies zuckende Augenlid!

25 Dann wurde Harold wieder stiller. Nicht eigentlich, dass er seine Gereiztheit überwand. Nur ihre "Wogen" schlugen weniger hoch. Harold verlor an Energie.

"Er schafft es nicht", urteilten wir einmütig und wiegten dabei unsere Köpfe. Keine schadenfrohe Feststellung! Ein leidenschaftsloses Urteil.

Harold hetzte von einer Aufgabe zur anderen, konnte aber nie etwas vollständig erledigen, da sich hinter jeder dringenden Arbeit eine noch dringendere versteckte. Seine Gesichtszüge wurden schlaffer.

30 Die Mundpartie bekam etwas Raubtierhaftes. Der Glanz seiner Augen wurde matter. Doch gleichzeitig verengten sie sich zu lauernden Spalten.

"Urlaub!" sagte einer von uns.

35 Mit geringschätzigem Stauen sahen wir ihn an. Erkannte er die Situation nicht? Einen Urlaub konnte Harold sich nicht leisten. Zwar, seinen Posten erobern, hätte keiner von uns vermocht. Aber wir hätten seine Stellung erschüttert während seiner Abwesenheit, ihm Befugnisse entrissen, uns Entscheidungen angemaßt. Geier, die auf eine Schwäche ihres Opfers warteten.

"Mein Arm schmerzt, meine Schulter", klagte Harold. Für einen Augenblick empfanden wir Mitleid. Ein klagender Harold, das war neu, das war ungewohnt. Alarmierend! Schmerzen im Arm, in der Schulter. Herz.

40 "Zum Arzt" sagten wir.

Harold sah uns an, durch uns hindurch. Nickte schließlich langsam als hätte er begriffen und ging müde zurück an seinen Schreibtisch. Und er hatte begriffen!

45 "Ruhe!" würde der Arzt anordnen. Teure Medikamente, jedes Medikament hätte Harold sich leisten können. Aber keine Ruhe. Eines nur gab es: durchhalten, die Stellung festigen, ausbauen. Dann vielleicht: Ruhe. Andere drängten nach, auch wir. Eine Schwäche von ihm hätte uns gestärkt. Harold wusste das.

An einem Freitag sahen wir ihn zum letzten Male. Samstags war er zusammengebrochen. Er hatte noch gelebt, als man ihn ins Krankenhaus schaffte. So jedenfalls hörten wir, als wir montags darauf zur gewohnten Arbeit erschienen.

(522 Wörter)

Quelle: Schmich, T. (1974): Geier. In Karst, T. (Hrsg.): *Texte aus der Arbeitswelt seit 1961*. Stuttgart: Reclam, S. 81ff.

Die Kündigung

„Im Zuge notwendiger Personaleinsparungen müssen wir leider auch Sie entlassen“, sagte der Personalchef zu dem Mann, den er in sein Büro gerufen hatte, und der ihm nun gegenüber saß. Bekümmert hob er die Arme und ließ sie wieder sinken, um darzutun, wie leid ihm diese Entscheidung tat.

- 5 Der Mann antwortete nicht sofort. Es kam zu plötzlich. „Sie sind nicht der Einzige“, sagte der Personalchef nach einer Pause. „Wir mussten noch achtzig andere entlassen.“ Der Mann nahm an, dass das ein Trost sein sollte. Ungläubig schüttelte er den Kopf.
"Wieso bin gerade ich dabei?", fragte er schließlich. "Bin ich - habe ich denn so schlecht gearbeitet?"
- 10 "Das weiß ich nicht!" antwortete der Personalchef. "Ich teile Ihnen Ihre Entlassung nur mit. Sie brauchen es nicht persönlich zu nehmen. Unser Elektronenrechner hat Sie und die achtzig anderen ausgesucht." "Wie das?", fragte der Mann verwirrt.
"Wir haben dem Rechenautomaten die Daten aus den Akten sämtlicher Belegschaftsmitglieder eingegeben" erklärte der Personalchef ungeduldig. "Nun, und dabei
- 15 hat der Automat eben entschieden, dass Sie am ehesten für eine Entlassung in Frage kommen. So leid es uns natürlich tut, überhaupt einen Mann entlassen zu müssen."
"Aber - ich verstehe nicht -", stotterte der Mann. "Mehr kann ich Ihnen dazu nicht sagen", fiel der Personalchef ihm ins Wort. "Ich wünsche Ihnen für die Zukunft alles Gute. Sie entschuldigen mich. Ich muss noch achtzig weitere zu mir rufen. Kopf hoch! Sie sind noch
- 20 nicht so alt, als dass Sie nicht woanders etwas finden könnten." Dabei setzte er ein so liebenswürdiges und optimistisches Lächeln auf, dass der Mann für einen flüchtigen Augenblick glaubte, es sei etwas Schönes, entlassen zu werden.
Er blieb noch einen Moment sitzen. Das Ganze kam ihm so unwirklich vor. Doch schließlich erhob er sich, murmelte "Danke" und ging hinaus.
- 25 Während er durch die vertrauten Flure des Bürogebäudes schritt, wiederholte er sich ständig, was der Personalchef gesagt hatte. Und allmählich wurde er sich der ganzen Tragweite seiner Entlassung bewusst. Er war versucht, zurückzulaufen und den Personalchef um Gnade zu bitten. Aber dann ließ er es. O ja, er glaubte schon, dass er nach Ablauf der Kündigungsfrist eine andere Arbeit würde gefunden haben. Aber wer gab ihm die Sicherheit, dass es so war?
- 30 Und noch etwas fraß in ihm. Wieso hatte man ihn entlassen? Man entließ niemanden ohne Grund. Wieso ihn? Vielleicht fand er tatsächlich eine neue Arbeit. Aber zu wissen, dass die Firma seine Arbeit während der vergangenen Jahre so beurteilt hatte, dass sie gut und gerne darauf verzichten konnte!
Wer hatte so über ihn geurteilt? Der Elektronenrechner? Das war eine tote Maschine. Aber
- 35 wer hatte die Daten zusammengestellt, die der Maschine eingegeben worden waren? Er wandte sich an seinen Chef.
"Wieso bin ich entlassen worden?", fragte er.
"Richtig!", antwortete der Chef und griff an die Stirn. "Ich hatte mit Ihnen darüber sprechen wollen. Tja, ich war selbst überrascht. Ich verzichte ungerne auf Sie. Aber die Maschine", - der
- 40 Chef schien sich des feinen Witzes durchaus bewusst zu sein, denn er lächelte an dieser Stelle - "hat gegen Sie entschieden. Wir haben den Rechenautomaten mit den Daten sämtlicher Mitarbeiter gefüttert. Und dabei sind eben auch Sie zur Entlassung vorgeschlagen worden. Ein unerwartetes Ereignis, gewiss. Aber wenn wir die Ergebnisse des Automaten im voraus wüssten, brauchten wir keinen Automaten mehr, nicht?" Und wieder freute sich der Chef über
- 45 den kleinen Scherz, der ihm da gelungen war.
"Danke!" sagte der Mann und ging. Wie schnell man den Glauben an einen Menschen verlieren konnte.

"Der Betriebsrat!", schoss es ihm durch den Kopf. Der würde ihm weiterhelfen. Dort würde er die wahren Gründe für seine Entlassung erfahren. Und vielleicht fand man dort sogar Wege, sie rückgängig zu machen. Das war doch möglich! War nicht der Chef von seiner Entlassung überrascht gewesen? Und auch der Personalchef hatte doch gesagt, dass man nichts gegen ihn persönlich habe. Vielleicht war alles nur ein Irrtum. Der Betriebsrat würde einen Ausweg wissen! Er ging zu ihm.

"Nein!", sagte der Betriebsrat. "Es hat schon alles seine Richtigkeit. Wieso sollten wir die Entscheidung des teuren Elektronenrechners anzweifeln? Wir haben ihn mit den Daten aller Belegschaftsmitglieder - ." "Das weiß ich!", fiel der Mann ihm ins Wort. "Aber wieso. Wieso sehen meine Daten so aus, dass der Rechner zu einer solchen Entscheidung kommen konnte? Was ist der eigentliche Grund für meine Entlassung?"

Der Betriebsrat legte die Arme auf die Lehnen seines Sessels. Seine Gestalt straffte sich wie die eines Redners, der eine wohl vorbereitete Ansprache zum soundsovielten Male wiederholt.

"Im Zuge notwendiger Einsparungen mussten wir achtzig Mitarbeiter entlassen, unter denen auch Sie sind", sagte er. "Das ist der Grund!" Der Mann erhob sich, murmelte ein "Dankeschön" und ging. Natürlich bemühte er sich nun um eine andere Arbeit. Aber die Kündigungsfrist schmolz immer mehr zusammen. Sie saß ihm im Nacken, wie ein Verfolger, dem man zwar zu entgehen hofft, von dem man aber auch weiß, dass es eine Katastrophe gibt, wenn es nicht gelingt. Noch nie war ihm bewusst geworden, wie jetzt, wie sehr er in Abhängigkeit lebte. Ihm kamen - gewiss nur, weil man ihn so plötzlich entlassen hatte - ketzerische Gedanken. War er wirklich mehr als ein Sklave? Zwar durfte er einmal im Jahr seinen Wohnort für einen dreiwöchigen Urlaub verlassen. Und auch an den Wochenenden konnte er sich ziemlich frei bewegen. Doch während der übrigen Zeit gehörte er seinem Arbeitgeber. Und wenn es diesem gefiel, so kündigte er ihm. Und mit der Arbeit blieb dann auch das Geld aus und ohne Geld -

Der Mann hatte plötzlich das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen, als er sich alle möglichen Folgen seiner Entlassung ausmalte. Und dabei hatte er nicht einmal Grund, jemandem einen Vorwurf zu machen. Rechtlich war alles einwandfrei. Den Vertrag, der besagte, dass der Arbeitgeber ihm genau so gut kündigen konnte wie er ihm, hatte er selbst unterschrieben. Und auch die Kündigungsfrist wurde eingehalten. Nein, nein, es war alles in Ordnung! Und doch wäre ihm wohlher gewesen, wenn er ein menschliches Wesen hätte fassen können, wenn er jemandem die Schuld für seine Entlassung hätte geben können.

Personalchef, Betriebsrat, sein Vorgesetzter - jeder wälzte die Schuld auf den Elektronenrechner ab. Konnte man sich an einem Automaten rächen? Das war lächerlich. Aber war es nicht feige, sich hinter einem Automaten zu verstecken? Ein paar Wochen später, an einem Sonntag, ertappte der Hausmeister der Firma den Mann. Er war in den Raum eingedrungen, in dem der Rechner aufgestellt war, und demolierte die Einrichtungen mit einem schweren Hammer.

"Wie gut wir daran taten, ihn zu entlassen", meinte der Personalchef; als er sich darüber mit dem früheren Vorgesetzten des Mannes unterhielt. "Sich wegen einer Kündigung so aufzuregen."

(1112 Wörter)

Quelle: Schmich, T. (1974). Die Kündigung. In Karst, T. (Hrsg.), *Texte aus der Arbeitswelt seit 1961*. Stuttgart: Reclam, S. 81ff.

Hinweis zum Autor: Theo Schmich, geb. 1935 in Essen; Chemie-Ingenieur. schreibt seit 1963 Kurzgeschichten.

Theo Schmich
Ungute Träume

Er war bleich und unausgeschlafen, wenn er des Morgens erwachte. Tagsüber war er nervös.
„Was ist?“, fragte ihn seine Frau.

Er zuckte die Achseln. „Ich schlafe schlecht.“

„Aber wieso?“

5 „Ach!“, sagte er wegwerfend. ' Was sollte er ihr von diesem Traum erzählen, der Nacht für Nacht in ihm hochstieg. Der so verworren war, so undeutlich, dass nichts von ihm übrigblieb, wenn er versuchen würde, ihn wiederzugeben. Es spielte sich nichts Greifbares ab.

Leuchtende blitzende Röhren tauchten vor einer schwarzen Wand auf. Es mochten auch Strahlen in einem dunklen Tunnel sein. Die begannen zu tanzen, bewegten sich wie lebende Wesen, führten elegante Bewegungen aus. Doch das war auch schon alles, was sich von diesen Strahlen oder Röhren berichten ließ, wovon er träumte. Manchmal drang solch ein Strahl ihm ins Herz. Er spürte den Stich noch, wenn es hell wurde. Der Schmerz.
10 war das einzig Reale an diesem Traum.

„Nerven!“, urteilte der Arzt, der ihn untersuchte. „Ihr Herz ist in Ordnung. Überlastet? Was für eine Arbeit üben Sie aus?“

15 „Ich bin Lackierer“, sagte der Mann. „Ich lackiere Schaltschränke und so. Tag für Tag.“ Der Arzt nickte. „Langweilig, was? Fließbandarbeit.“

„Nein“, sagte der Mann, „es ist nicht langweilig. Es gehört Sorgfalt dazu. Und Geschick. Mit der Arbeit kommt nicht jeder zurecht. Ich bin zufrieden.“

20 „Was ist mit den Farbdämpfen?“, meinte der Arzt. „Ob die Sie krank machen?“

„Nein. Ich arbeite mit einer Maske. Es muss etwas anderes sein.“ Er erzählte dem Arzt nichts von seinem Traum. Er wollte sich nicht lächerlich machen. Ein Mann wird nicht krank durch einen Traum. Doch der kam immer wieder, jede Nacht: blitzende Röhren, die sich rhythmisch bewegten. Strahlen wie aus Metall, die auf sein Herz zielten. Er wurde immer nervöser. Früher hatte es ihn stolz gemacht, wenn der Chef mit Besuchern durch die Halle ging, in der er mit Hilfe einer Spritzpistole die Schaltschränke lackierte, ihnen ihr endgültiges Aussehen gab, bevor sie die Fabrik verließen. Chef und Besucher blieben in respektvollem Abstand stehen und sahen zu, wie er die Spritzpistole handhabte, zügig und doch sorgfältig, die Bewegungen seines Körpers den Abmessungen des Teiles, das zu lackieren war, angepasst.
25

30 „Modernes Ballett“, hatte einmal einer der Besucher scherzhaft gesagt. Sie lachten, der Chef und die Besucher, und auch er hatte gelacht.

Doch jetzt wurde er nervös, wenn der Chef ihn bei der Arbeit beobachtete. Jawohl, er beobachtete ihn! Wie ihm schien, immer häufiger. Aber warum? Er dachte daran, ihm von seinem nächtlichen Alptraum zu berichten. Doch er ließ es sein. Sein Chef war kein Arzt, der an Krankheiten verdiente. Sein Chef verdiente Geld, wenn seine Leute gesund waren. Er wurde immer nervöser, wenn der Chef ihn beobachtete.
35

„Du solltest den Arbeitsplatz wechseln“, meinte seine Frau. „Vielleicht geht es dir dann wieder besser.“

40 Er lachte bitter. „Andere wären froh, wenn sie meinen Arbeitsplatz hätten. Oder irgendeinen. Der Traum geht vorüber.“

Eines Tages rief der Chef ihn in sein Büro. „Ah, mein lieber Hammke!“, sagte er. „Bitte, nehmen Sie Platz. Ich habe da etwas für Sie.“ Er kramte auf seinem Schreibtisch, zog eine Fotografie aus einer Mappe, reichte sie Hammke. „Na, was sagen Sie dazu?“

45 Der Mann betrachtete die Fotografie. Er wurde bleich. Das waren sie, die blitzenden Röhren

aus seinem Traum, die metallenen Arme, die noch auf dem Foto strahlten und schimmerten!

„Was ist das?“

„Ein Roboter“, sagte der Chef. „Beeindruckend, was? Ein Roboter, der Ihnen Ihre mühsame Arbeit abnehmen wird.“

50 „Aber -.“

„Kein Aber“, unterbrach ihn lächelnd der Chef. „Dem Roboter macht das nichts aus, Sie werden es sehen. Wenn es sein muss, arbeitet der Tag und Nacht.“

„Und was mache ich?“

55 „Tja - wir brauchen Sie dann natürlich nicht mehr. Der Roboter übernimmt Ihre Arbeit. Doch Sie werden was finden, davon bin ich überzeugt.“

„Ich bin entlassen?“

„Nicht so eilig!“, lachte der Chef. Der Roboter wird erst in acht Wochen geliefert. Dann suchen Sie sich eine andere Arbeit. Machen Sie nicht solch ein Gesicht. Und seien Sie unbesorgt. Sie werden sehen, ich stelle Ihnen ein gutes Zeugnis aus.“

60 „Ja“, sagte der Mann. Und zum ersten Male beginnen die Stiche in der Brust am helllichten Tag.

(694 Wörter)

Quelle: Schmich, T. (1997). Ungute Träume. In Heahnel, G. & Fuegen, W. (Hrsg.), *Immer nachts*. Köln: Edition Sisyphos, S. 116-118.

Lohn und Brot

Jemand schrieb mir, er höre in vielen Berichten oder Kommentaren zur Arbeitslosigkeit die Redewendung, man müsse alles tun, die Menschen wieder in Lohn und Brot zu bringen. Mit dem Aufruf selbst sei er einverstanden, aber nicht mit der Redewendung. Die klinge doch irgendwie falsch.

- 5 Da bin ich seiner Meinung. Der Ausdruck ist zunächst einmal hoffnungslos antiquiert. In Lohn und Brot stand man zu einer Zeit, als es üblich war, Menschen für ihre Arbeit nicht nur mit Geld, sondern auch in Naturalien oder durch das Gewähren von Unterkunft zu bezahlen. Brot und Bett aber waren keine arbeitnehmerfreundlichen Beigaben; tatsächlich banden auf diese Art und Weise die Herren ihr Gesinde an das Haus - im Guten wie im Schlechten.
- 10 Hier ist nun nicht der Ort, feudale Strukturen zu kritisieren, dafür haben wir die historischen Seminare. Fest steht aber, dass heute kaum einer, mag er auch noch so dauerhaft arbeitslos sein, sich wünschen wird, in Lohn und Brot und damit in die ökonomische Unmündigkeit zu geraten. Vielmehr möchte jeder für seine Arbeit so bezahlt werden, dass er nach seiner Fassung leben kann.
- 15 Warum dann aber die Vorliebe des Kommentar- und Berichtssprechens für diese altertümliche Redewendung? (Eine Vorliebe, die sich übrigens bequem per Google belegen und quantifizieren lässt.) Ist das vielleicht die Macht des Reims? Der ist zwar eigentlich keiner, aber Lohn und Brot klingen ähnlicher als manches reine Reimpaar Und sie suggerieren vielleicht auf diese rein klangliche Art und Weise, dass der Lohn nicht bloß das ist was unter dem jeweils
- 20 nächsten Tarifvertragsmantel verschwindet, sondern Voraussetzung für das Lebenswichtige, ja für das Überlebenswichtige schlechthin. In der klanglichen Nähe von Brot, diesem bei aller Kürze wahrlich großen Wort in allen Sprachen, klingt Lohn anders als sonst. In der Nähe von Brot hat Lohn alles: das bloß Zweckmäßige der Löhnung und dazu das Pathos vom Lohn der Anstrengung. Und daher verstehe ich alle, die (wenngleich unbewusst) zu dieser in puncto Sachverhalt
- 25 ziemlich überholten und abgelebten Wendung greifen. Wer Menschen in Lohn und Brot bringen will, gemahnt damit an das Existenzielle, das die Arbeit für den Menschen bedeutet. Früher ging es dabei zumeist ganz handgreiflich um Brot. Heute geht es überdies um Arbeit als Voraussetzung für Selbstwertgefühl und Teilnahme an der Gesellschaft. Der Staat kann vielleicht verhindern, dass seine Arbeitslosen verhungern; die psychische und soziale Katastrophe der Arbeitslosigkeit jedoch ist mit Geld nicht wirkungsvoll zu lindern.
- 30 Oder verhält es sich ganz anders? Vielleicht steckt ja hinter der Verwendung dieser Sprachantiquität tatsächlich die (unbewusste) Sehnsucht nach Anstellungen, die etwas von der Innigkeit früherer Verhältnisse haben. Die Sehnsucht nach einer Zeit, da sich noch nicht alles Mögliche bequem outsourcen ließ und in der man zwar von der Herrschaft knappgehalten wurde,
- 35 doch mit ihr unter einem Dach lebte und sich unentbehrlich machen konnte. In Lohn und Brot sein: Das klingt wie die Alternative zu Job-Hopping, lebenslänglich lernen, Mobilität und Ich-AG. Ich fürchte sehr, es ist eine ökonomisch unrealistische und im schlechten Sinne romantische Alternative. Aber die Sprachpraxis zeigt, dass sie noch aus vielen spricht.

(494 Wörter)

Quelle: Spinnen, B. (2009): *Gut aufgestellt. Kleiner Phrasenführer durch die Wirtschaftssprache*. Freiburg: Herder, S. 122-123.

Vertrauensarbeitszeit

Endlich kann auch ich einmal so richtig mitreden, also ganz aus eigener Praxiserfahrung. Denn obwohl ich Schriftsteller bin, kenne ich nicht nur die Arbeit; ich weiß auch, dass sie fertig werden muss. Bei uns Dichtern heißt das: Abgabetermin fürs Manuskript. Schlimm ist, wenn man einen hat; schlimmer ist nur, wenn man keinen hat.

- 5 Was ich aber nicht wusste, ist dies: Ich arbeite als Autor (unbewusst und unbedacht) seit unvordenklichen Zeiten nach einem Zeit/Arbeits-System, das momentan in der Wirtschaft der große Renner zu sein scheint. Und dort heißt es: *Vertrauensarbeitszeit*.
Ich erkläre kurz, worum es sich handelt, zur Sicherheit. Früher, da gab es die festen Arbeitszeiten, kontrolliert von einer Stechuhr — und wehe, man kam zu spät oder ging zu früh! Da
10 setzte es eine Abmahnung. Dann kam die gleitende Arbeitszeit, die ich mir immer sehr plastisch vorgestellt habe: Alle Angestellten schliddern in riesigen Filzpantinen über die Flure. Aber im Ernst. Rund um die sogenannte Kernarbeitszeit konnte man ins Büro hinein- und wieder hinausgleiten. Kam am Schluss die vertraglich vereinbarte Wochenstundenzahl wieder raus — prima! Das war besonders sinnvoll für alleinerziehende Mütter und Väter; man weiß ja, dass besonders frühmorgens gerne was
15 schiefeht und man mal schnell weg muss. Oder abends. Oder überhaupt.
Aber das alles ist Vergangenheit. Jetzt gibt es die Vertrauensarbeitszeit, nach der, wie ich festgestellt habe, auch ich arbeite. Und die funktioniert so: Ich nehme mir ein Projekt vor, also vielleicht einen weltbewegenden Roman von 1000 Seiten. Darauf sagt mein Chef, also mein Verleger:
20 „Toll, das drucken wir im nächsten Herbst.“ Worauf mich der Chef ab sofort total in Frieden lässt und sich nicht im Geringsten darum kümmert, ob ich hinterm Schreibtisch sitze und mir die Finger wund schreibe oder in der Badewanne liege und Herrenmagazine lese. Egal! Hauptsache, ich gebe rechtzeitig exakt 1000 Seiten einwandfrei weltbewegende Romanprosa ab.
Toll, diese Vertrauensarbeitszeit. Der Verlegerchef kann sich in der Zwischenzeit um die Autoren kümmern, die noch nach Gleitzeitregelung arbeiten und daher spätestens um halb zehn am
25 Schreibtisch sitzen müssen. Oder er kümmert sich um die ewiggestrigen Subjekte, die noch Knute und Stechuhr brauchen. Wohingegen ich — ja, was tue ich eigentlich, da so viel Sonne des Vertrauens mich bescheint? Ich will es gerne sagen: Ich mache mir in jeder Minute, die ich nicht am Schreibtisch sitze, genau deswegen die bittersten Vorwürfe. Selbst im Bett noch, kurz vor dem Einschlafen, da ich mich gerade dabei ertappe, nicht an weltbewegende Prosa, sondern an irgendeinen Unfug gedacht zu
30 haben, stelle ich mich zur Rede. Fauler Sack!, sage ich dann. Liegst hier herum und enttäuschst in einem fort das Vertrauen deines Verlegers. Hättest gerade heute wieder mit etwas mehr Fleiß und Selbstdisziplin das Doppelte oder Dreifache schreiben können.
Aber ganz im Einst. Ich weiß, was totale Selbstorganisation bedeutet: Mit meinem Beruf ist sie untrennbar verbunden. Aber ist sie ein Segen und ein Allheilmittel? Oder hat nicht vielleicht auch
35 der alleraufgeklärteste und allerselbstbestimmteste Arbeiter ein gewisses Recht auf — Kontrolle? Stattdessen: Vertrauensarbeitszeit. Ich kenne sie und weiß, warum sie so heißt. Nicht, weil mein Verleger darauf vertraut, dass ich mich selbst organisieren kann. Sie heißt vielmehr so, weil mein Verleger fest darauf vertrauen kann, dass es keinen wirkungsvolleren Antrieb für meine Produktivität geben kann als mein permanent schlechtes Gewissen. So ist das bei mir.
40 Und in der Wirtschaft?

(540 Wörter)

Quelle: Spinnen, B. (2009): *Gut aufgestellt. Kleiner Phrasenführer durch die Wirtschaftssprache*, Freiburg: Herder, S. 44-45.

Anonymer Anruf (2007)

Hess sitzt im Büro und arbeitet die Pendenzen der Woche auf, wie immer am Donnerstag. So hält er den Freitag frei fürs Daily Business und kann trotzdem den Montag mit sauberem Schreibtisch beginnen.

5 Die Anrufe hat er auf den Apparat seiner Sekretärin umgeleitet, aber sein Handy eingeschaltet gelassen. Das klingelt jetzt. »Anonymer Anruf« steht auf dem Display.

Er meldet sich etwas gereizt: »Hess?«

Keine Antwort.

»Hess!«

10 Noch immer antwortet niemand, aber er hört jemanden sprechen. Die Stimmen kennt er: Stutz, sein CEO, und Schneebeli, Head of Human Resources. Aus den Hintergrundgeräuschen zu schließen, sitzen sie im Auto.

Hess' erster Impuls ist aufzulegen. Aber dann hört er das Wort »Underperformer« und beschließt, noch ein wenig dranzubleiben. Was kann er dafür, daß da einer vergißt, die Tastensperre zu aktivieren, und sein Handy versehentlich eine Verbindung aufbaut?

15 »Ein Underperformer und Underachiever«, bekräftigt Schneebeli.

Von wem reden die?

Stutz relativiert: »Ein wenig liegt der Fehler auch bei uns. In seiner früheren Position war er ja ganz brauchbar. Die Beförderung war eine Fehlentscheidung.«

20 Hess hält den Atem an. Beförderung? Er selbst war vor sechs Monaten befördert worden. Er und Lauper. Das »ganz brauchbar« klingt allerdings mehr nach Lauper als nach ihm.

»Peter-Prinzip. Wir müssen in Zukunft klar trennen zwischen Leistungsbeurteilung am konkreten Arbeitsplatz und allgemeiner Potentialbeurteilung.«

Mein Gott, denkt Hess, daß diese Personalfrützen immer so geschwollen daherreden müssen. Sag doch einfach, um wen es geht!

25 »Könnte man ihn nicht einfach wieder auf seine alte Position setzen?« erkundigt sich der CEO.

»Ich meine, der Mann ist seit ewig dabei.«

Ewig dabei, ewig dabei, das klingt mehr nach Lauper. Vierzehn Jahre waren es bei dem im Mai. Bei ihm, Hess, werden es im August erst dreizehn sein.

30 »Nun ja, eine Mobilität nach abwärts haben wir bisher nicht institutionalisiert. Ich weiß nicht, wie man das kommunizieren könnte, ohne daß er es als Zurückstufung empfindet. Der Mann ist empfindlich.«

Das klingt jetzt aber ganz nach Lauper, dieser Mimose, denkt Hess erleichtert.

»Na, besser als auf der Straße zu stehen. Er hat Familie. Und, soviel ich weiß, kürzlich ein Haus gekauft.«

35 Häuser haben sie beide gekauft, Lauper und er. Aber Lauper hat nur zwei Kinder. Er selbst hat drei.

»Schon richtig«, wendet Schneebeli ein, »aber vergessen Sie nicht: Die Position ist durch seinen Nachfolger besetzt. Und der macht sich nach allgemeiner Einschätzung dort sehr gut.«

40 Uff. Es muß Lauper sein. Denn seine eigenen ehemaligen Direktunterstellten sagen ihm immer, es sei nicht mehr so wie früher.

»Also gut«, seufzt Stutz, »entlassen Sie ihn. Aber bringen Sie es ihm schonend bei. Unsere Frauen gehen zusammen ins Yoga.«

Hess erstarrt. Laupers Frau geht nicht ins Yoga.

»Klar«, sagt Schneebeli, »schonend ist meine Spezialität.«

45. Und trennt die Verbindung.

(455 Wörter)

Quelle: Martin Suter (2007): *Unter Freunden und andere Geschichten aus der Business Class*.
Zurich: Diogenes.

Martin Suter

Ein Herz für Derendinger (2007)

Tja, Herr Lauber«, sagt Derendinger tonlos, "so sieht es aus.« In einer hilflosen Geste heben seine Hände von der Glasplatte des Schreibtischs ab, verharren eine Sekunde in der Luft und sinken wieder hinunter, zu schwer für die Arme, die sie in die Höhe halten.

Eine beklemmende Stille breitet sich aus im Büro Derendinger, nur das leise Surren der

5 Laufwerkklüftung ist zu hören.

"Ja, dann ...«, sagt Lauber und macht Anstalten aufzustehen.

"Nein, bitte. Bleiben Sie noch einen Moment.«

Lauber setzt sich wieder auf den Besucherstuhl vor dem Schreibtisch und wartet. Derendinger nimmt die Brille ab, berührt mit dem Ende ihres rechten Bügels die Unterlippe und starrt an die Decke, als

10 suche er dort oben nach Worten.

Er sieht wirklich nicht gut aus, denkt Lauber. Die Augen rot gerändert und von dunklen Tränensäcken gepolstert. Die Haare stumpf und widerspenstig wie nach einer unruhigen Nacht. Stoppelnester an den unzugänglicheren Stellen seiner Rasur. Die Krawatte nachlässig gebunden, ihr Knoten verschoben.

"Versuchen Sie sich einmal in meine Lage zu versetzen«, fleht Derendinger schließlich.

15 Lauber versucht es. Es fällt ihm nicht besonders schwer, denn er hat es in den letzten Jahren öfter getan. Vor allem in die finanzielle.

»Das ist nämlich kein Zuckerschlecken«, fährt Derendinger fort. »Das mag vielleicht von außen so aussehen. Ein bißchen managen, jede Menge Kohle, toller Wagen, tolles Haus, tolle Ferien. Das denken Sie doch, Herr Lauber, geben Sie es ruhig zu.«

20 Lauber gibt es zu.

»Aber die Verantwortung!« ruft Derendinger aus, so laut, daß Lauber zusammenzuckt. »Die Verantwortung! Die nimmt Ihnen keiner ab. Da stehen Sie ganz allein da gegenüber dem Shareholder und dem Mitarbeiter und den Medien. Da fragt Sie keiner, wie es Ihnen geht, wie Sie schlafen, wie Ihr Kreislauf das aushält oder Ihr Verdauungssystem oder Ihre Familie, Herr Lauber!«

25 Erschöpft hält Derendinger inne und starrt mit leerem Blick in den Raum. Dann läßt er die Brille fallen und legt die Handflächen zusammen. Einen Moment glaubt Lauber, er fange gleich an zu beten, aber dann klappt Derendinger die Hände auf wie ein Buch, verbirgt kurz sein Gesicht darin, massiert es zwei-, dreimal und bringt es leicht gerötet wieder zum Vorschein.

»Sie haben ja keine Ahnung« - Derendinger flüstert jetzt beinahe - » ...keine Ahnung haben Sie, lieber

30 Herr Lauber, wie oft ich schon hier gegessen bin, bereit, mit Ihnen zu tauschen. Mit jedem von Ihnen! Und sei es auch nur für ein paar Tage. Einmal nur am Abend, wenn ich aus der Firma gehe, sie ganz verlassen, auch mit dem Kopf. Unbeschwert mit der Familie den Abend verbringen, fernsehen, Quartett spielen, diskutieren, ohne ein einziges Mal an die Firma zu denken.«

Derendinger schaut verträumt ins Nichts. »Und dann ins Bett fallen, die Augen schließen und

35 schlafen. Traumlos. Die ganze Nacht. Ohne daß mir die Verantwortung auf der Brust hockt wie ein schweres böses Tier. Ohne jede halbe Stunde aufgeschreckt zu werden von Entscheidungen wie dieser.«

Derendinger verfällt in ein Schweigen, das er auch dann nicht bricht, als Lauber leise aufsteht und den Raum verläßt. Beim letzten Blick zurück sieht es aus, als weine Derendinger.

40 In der Abteilung wird Lauber von Kern erwartet. »Und?« fragt dieser. »Was war?«

»Derendinger tut mir richtig leid.«

»Warum?«

»Er mußte mich entlassen.«

(556 Wörter)

Quelle: Martin Suter (2007): *Unter Freunden und andere Geschichten aus der Business Class*.
Zurich: Diogenes.

Flexible response (2000)

Ach, Stutzer«, sagt Bauer, als er die Sitzung beendet, »haben Sie anschließend noch einen Moment?«

Boing!

Teuscher und Ulmann wechseln einen Blick.

5 Gfeller blickt von seiner Agenda auf.

Muggli zieht die Brauen hoch.

Und Stutzer ?

10 Stutzer reagiert nicht schlecht, finden Teuscher und Ulmann später: Er schaut auf die Uhr! Als ob er überprüfen wollte, ob er einen Moment entbehren könnte. Als ob er die Wahl hätte. Als ob er sagen könnte: »Aber wirklich nur einen Moment.« Oder: »Tut mir leid, geht es auch ein andermal?« Als ob er nicht wüßte, was es geschlagen hat.

15 Gfeller hingegen findet auf die Uhr schauen keine gute Reaktion. Wirkt eher verlegen als cool. Er persönlich hätte es besser gefunden, einfach zu nicken. Selbst auf die Gefahr hin, daß es wirkt, als hätte er es erwartet. Er hätte ja nicht ergeben nicken müssen. Er hätte das Nicken durchaus sachlich halten können. Ein Nicken, das nicht mehr ausdrückt als: Ja, ich habe anschließend noch einen Moment. Basta. Wäre irgendwie würdiger gewesen.

20 Muggli zerbricht sich nicht den Kopf über Stutzers Reaktion. Er ist einfach nur froh, daß Bauer nicht gesagt hat: »Ach, Muggli, haben Sie anschließend noch einen Moment?« Was heißt froh? Euphorisch ist er. Natürlich mußte es nach gesundem Menschenverstand Stutzer und nicht ihn treffen. Aber Muggli hat schon lange aufgehört, im Zusammenhang mit Bauer mit gesundem Menschenverstand zu rechnen. Um so besser, wenn er sich getäuscht hat. Jipiii!

25 Bauer selber ärgert sich über Stutzers Blick auf die Uhr. Nicht wegen der Frechheit, die es darstellt. Sondern wegen der Arglosigkeit, die er damit signalisiert. Stutzer tut so, als ob es tatsächlich um nichts anderes ginge als um die Frage, ob er anschließend noch einen Moment Zeit habe. Er tut so, als ob er nicht wüßte, daß er ihn nur deshalb noch einen Moment dabehält, um ihn nicht vor versammeltem Publikum zu feuern. Stutzers Blick auf die Uhr bedeutet, daß er als einziger im Laden die Zeichen nicht erkannt haben will. Er bedeutet, daß er als einziger seine Kündigung nicht als bloße Formsache betrachtet, sondern fest entschlossen ist, aus allen Wolken zu fallen.

30 Sie packen ihre Sachen zusammen und stehen auf. Alle außer Stutzer und Bauer, der aus den Augenwinkeln beobachtet, wie dieser jetzt in der Agenda blättert, in einem Monat lange nach seiner Kündigungsfrist. Bauer ist der Ansicht, daß einer, den man schon nicht brauchen kann, wenigstens genug Anstand haben sollte, einem bei der Kündigung etwas entgegenzukommen. Aber Stutzer gehört nicht zu denen. Stutzer gehört zu denen, die es einem so schwer wie möglich machen. Er wird nichts tun, um Bauer den Einstieg zu erleichtern. Er wird ihn blauäugig anstarren und nach den richtigen Worten suchen lassen. Er wird dasitzen wie ein Rehkitz vor dem Mähdrescher, hilflos, wehrlos und schuldlos.

Bauer und Stutzer warten schweigend, bis sie alleine sind.

40 Teuscher, Ulmann und Gfeller gehen mit pietätvoller Gemessenheit aus dem Raum. Nur Muggli kann eine gewisse Beschwingtheit nicht unterdrücken. Er federt durch die Tür, streckt, bevor er sie schließt, den Kopf noch einmal herein und schickt ein aufmunterndes Lächeln in Richtung Bauer. Der würde sich bestimmt nicht so anstellen bei seiner Kündigung, denkt Bauer. Und ändert spontan seine Dispositionen.

(137 Wörter)

Quelle: Martin Suter (2000): *Business Class. Geschichten aus der Welt des Managements*. Zürich: Diogenes.

Martin Suter: Die höhere Gerechtigkeit

- »Bertschi? Gefeuert? Ist das offiziell?«
»Nein. Aber sicher. Er wurde gestern zu Hitz gerufen. Und peng.«
- 5 »Und peng?«
»Und peng.«
»Bertschi. Gefeuert. Daß ich das noch erleben darf. Hast du ihn schon gesehen?«
»Gerade vorhin.«
»Und?«
- 10 »Auffallend still.«
»Still. Bertschi still. Schwer vorstellbar.«
»Und bleich.«
»Still und bleich. Das muß ich sehen. Bertschi still und bleich.«
»Beeil dich aber. Bevor sie ihn freistellen.«
- 15 »Glaubst du, die stellen ihn frei?«
»Gut möglich. Der macht doch jetzt nichts mehr Gescheites.«
»Das hat die bis jetzt ja auch nicht gestört.«
»Offenbar doch.«
»Hehe. Bertschi rausgeschmissen.«
- 20 »Rausgeknallt.«
»Rauskatapultiert.«
»Peng!«
»Der sah sich doch schon als Hitz' Nachfolger.«
»Wahrscheinlich hat er gedacht, er wird befördert, als ihn Hitz kommen ließ.«
- 25 »Wurde er ja auch. AN DIE LUFT!«
»Haha. Der ist gut. Den muß ich Nigg erzählen. An die Luft. Ha! «
» Im Ernst: Der hat das doch nicht erwartet) so überzeugt wie der von sich ist. Das muß den getroffen haben wie ein Blitz aus heiterem Himmel.«
»Peng!«
- 30 »Pedeng!«
»Man sollte ja nicht lachen.«
»Glaubst du, Bertschi würde nicht lachen, wenn es einen von uns beiden getroffen hätte?«
»Und wie.«
»Totlachen würde der sich.«
- 35 »Trotzdem: Es ist hart. Da arbeitet sich einer elf Jahre lang hoch. ..«
». ..mit Kratzen, Spucken und Beißen. ..«
». ..und dann, praktisch auf der Zielgeraden: Paff!«
» Padadaff! «
»Schon hart. Haha.«
- 40 »Knallhart. Hehe.«
»Vor allem, wenn man, haha, praktisch den ganzen, hahaha, Rupert Lay auswendig gelernt hat, hahaha.«
»Und wenn, hehe, wenn man, hehehe, auf eigene Kosten, hehehe, drei Tage zum Top Management Forum nach Brüssel fliegt, hehehe.«
- 45 »Schon grausam, hihhi.«
»Und zwei Tage Ferien nimmt für die Tagung, hohoho, Erfolg im neuen Verdrängungswettbewerb, hohohehehe.«
»Trotzdem, hahahihhi, man sollte nicht, hihihaha, lachen.«
»Hohohoheheheho.«
- 50 » Hihihahahiha. «
»Ufff!«

- »Oioioi!«
»Still und bleich, sagst du?«
»Still und bleich, ich schwör's.«
55 »Und du bist sicher? Still und bleich kann man auch nach einer Beförderung sein.«
»Bleich schon, aber doch nicht still. Nicht Bertschi.«
»Da hast du recht. Der bestimmt nicht.«
»Nein, nein: Der wurde abserviert, da kannst du dich drauf verlassen.«
»Chapeau! Wirklich: Der alte Hitz überrascht mich.«
60 »Mich auch.«
»Bertschi wahrscheinlich auch, hehe.«
»Hihi.«
»Peng!«
»Pedeng!«
»Pededeng!«

(371 Wörter)

Quelle: Suter, M. (2000). *Business Class. Geschichten aus der Welt des Managements*.
Zürich: Diogenes.

Martin Suter: **Human Resources**

Daß die Personalabteilung heute *Human Resources* heißt, zeugt von der Entwicklung, die das Personalwesen in den letzten Jahren gemacht hat. Während früher die Mitarbeiter einfach als Personal galten, steht heute der Mensch im
5 Vordergrund. Ein erfreulicher Trend in einem ständig kälter werdenden wirtschaftlichen Umfeld.

Aber nicht nur die Bezeichnung hat sich geändert. Auch die Aufgabe hat sich den schwieriger werdenden Zeiten angepaßt. Der Human Resources Manager ist heute nicht
10 mehr ein kalter Funktionär, der seinen Vorgesetzten bei der angenehmen Arbeit der Neueinstellung beisteht und ihnen die unangenehme der Entlassung abnimmt. Der HR Manager ist zum Coach, Begleiter, Motivator, Berater und Betreuer geworden. Seine Aufgabe besteht darin, ein voll
15 harmonisierendes Team aus Vorgesetzten und Untergebenen zu assortieren und es jobbegleitend laufend auf Unebenheiten zu analysieren und gegebenenfalls konsequent aber einfühlsam zu homogenisieren.

Dieser Wandel vom Apparatschik zum einfühlsamen,
20 psychologischgeschulten Gesprächspartner ist natürlich besonders wertvoll in Unternehmen mit Restrukturierungsbedarf. Dann ist es die Aufgabe der Human Resources, der Maßnahme ihre Schärfe zu nehmen, Härtefälle psychologisch abzufedern und den Betroffenen beratend beizustehen. Die Human Resources eines zeitgemäßen Unternehmens bieten dem wegzustrukturierenden Mitarbeiter eine
25 ganze Palette von Dienstleistungen, vom Assessment über die persönliche Standortbestimmung, die psychologische Beratung bis hin zur Seelsorge.

Weil mit letzterer Aufgabe selbst ein Human Resources-Mitarbeiter modernster Ausrichtung eventuell überfordert sein könnte, hat zum Beispiel ein ungenanntes Unternehmen auf dem Gebiet der nationalen und internationalen
30 Luftfahrt mit unerschöpflichem Restrukturierungspotential und Sitz in der Schweiz eigens einen evangelisch-reformierten Pfarrer engagiert. Nennen wir ihn Pfarrer Deiss. Seit ein paar Jahren hilft er im Auftrag der Human Resources von den Maßnahmen betroffenen Mitarbeitern, die das wünschen, mit der Situation fertig zu werden.

Kürzlich wurde auch er von Human Resources mit der eingeschriebenen Kündigung überrascht. Aber eben nicht mit einem kühlen unpersönlichen Wisch. Dem mitfühlend gehaltenen Schreiben lag eine Arbeitsaustritts-Checkliste
40 bei und eine Informationsbroschüre für Gekündigte.

Sie legte ihm nahe, sich für allfällige seelsorgerische Betreuung an Herrn Pfarrer Deiss zu wenden.

(339 Wörter)

Quelle: Suter, M. (2007): *Unter Freunden und andere Geschichten aus der Business Class*.
Zürich: Diogenes.

Martin Suter: **Kostenfaktor Mitarbeiter**

- Schmidlin und Gmünder sitzen in der Weinstube Hotz bei der zweiten Flasche Les Forts de Latour. Es gibt nichts zu feiern, sonst hätten sie den Chateau Latour Grand Vin gewählt, seinen großen Bruder. Aber so, wie die Quartalsbilanz aussieht, muss der kleine reichen.
- 5 „Aber Bischof in den Ferien“, sagt Schmidlin. Nicht zum ersten Mal.
„Seelenruhig“, ergänzt Gmünder, wie bei den vorigen Malen.
Beide trinken einen Schluck. Nicht so dicht wie der Grand Vin, aber den Umständen angemessen.
„Wie viel sind wir bei ihm rauf, das letzte Mal?“
- 10 „Genau weiß ich es nicht auswendig, aber mehr als die Teuerung.“
„Und sitzen seelenruhig in – wo?“
„Dinard.“
„Wo ist das?“
„Bretagne.“
- 15 „Hockt seelenruhig in Dinard, während wir und hier mit der Quartalsbilanz herumschlagen dürfen.“ Schmidlin lässt den Wein im Glas kreisen und nimmt einen Schluck. „Wollen wir noch etwas von dem Bündnerfleisch nachbestellen? Der ist mir zu fruchtig auf nüchternen Magen.“
Gmünder winkt dem Kellner und bestellt. „[...] Ohne ihn sähe das auch alles besser aus.“
- 20 „Du meinst, ohne sein Zutun?“
„Ohne seinen Lohnaufwand.“
„Das kannst du laut sagen.“ Schmidlin schenkt beiden nach. „Nicht nur den, den er kostet. Auch den, den er verursacht.“
„Auch den indirekten.“
- 25 „Auch den infrastrukturellen.“
„Ohne Bischof würde hier jetzt der Chateau Latour Grand Vin stehen. Mindestens.“
Der Kellner bringt die Portion Bündnerfleisch [...]. Schmidlin nimmt das Thema wieder auf.
„Stell dir vor, was Bischof so gesehen für die Rentabilitätsverbesserung tun könnte.“
- 30 „Für die Gesamtkosten wäre er allerdings noch keine spürbare Entlastung.“
Schmidlin hält das Glas an die Nase, schließt die Augen und trinkt einen großen Schluck.
„Ab wann wäre die ungefähr spürbar?“
Gmünder überlegt. „So ab Abteilungsebene.“
- 35 „Du meinst, die ganze Abteilung weg?“
Gmünder nickt und nimmt einen Schluck.
Schmidlin lächelt verträumt. „Stell dir diese Zahlen vor, ohne den Abteilungsaufwand.“
Gmünder stellt sie sich vor.
„Schon eine verdammte Rentabilitätsentlastung, dieser Personalaufwand“, stellt
- 40 Schmidlin fest und schiebt ein Röllchen Bündnerfleisch in den Mund. „Glaubst du, das lässt sich machen? Die Abteilung weg?“
„Ich könnte mir da ein paar Szenarien vorstellen.“
Schmidlin nickt. „Bleibt immer noch der Produktionsaufwand als Klotz am Bein. Stell dir die Quartalszahlen vor, ohne diesen scheiß Produktionsaufwand.“
- 45 Gmünder will nachschenken, aber die Flasche ist leer. Er schaut Schmidlin fragend an.
„Was meinst du?“
„Ja, aber den Grand Vin.“
„Ich überleg gerade“, sagt Gmünder, „wenn wir die Produktion schließen, wer stellt dann die Produkte her?“
- 50 „Siehst du, das meine ich: In Dinard herumhängen, während wir uns mit den Detailfragen herumschlagen dürfen.“
(415 Wörter)
Quelle: Suter, M. (2007): *Unter Freunden und andere Geschichten aus der Business Class*. Zürich: Diogenes.

Martin Suter: **Unter Freunden**

Die >Blue Horse Bar< ist spärlich besucht. Nur ein paar Tischchen sind besetzt, an der Bar sitzen zwei Frauen mit Einkaufstaschen. In der Nische mit dem Vierertisch starren Gelbert und Bender in ihre Drinks.

- 5 »Das rechne ich dir hoch an«, beginnt Gelbert »dass du dich extra meinetwegen vom Abendessen abgemeldet hast. Ich hoffe, Monika nimmt es mir nicht übel, Bruno.«
Bender zerstreut seine Bedenken. »Monika weiß auch, dass du mehr als mein Chef bist. Sie findet es selbstverständlich, dass ich da bin, wenn du mich brauchst.«
10 »Eine wunderbare Frau.«
»Ich weiß.«
Gelbert lässt den Eiswürfel im *Jack Daniel's* kreisen.
»Ich wüsste wirklich nicht, mit wem ich so etwas besprechen könnte außer mit dir.«
15 Bender lächelt ihm aufmunternd zu. »Sprich dich aus, Fred.«
»Sie haben mir das Budget gekürzt.«
»Stand zu befürchten. Viel?«
20 »Sechs Prozent.«
Bender stößt einen Pfiff aus, der den Barman kurz aufblicken lässt. »Statt um fünf erhöht - macht zusammen elf. Wie setzt du das um?«
»Eben. Lohnkürzungen liegen nicht drin, demotiviert
25 die Leute.«
»Bin froh, dass du das auch so siehst.«
»Offen gestanden: Für mich läge nicht einmal ein Lohnstopp drin. Jetzt mit der Wohnung in Wengen.«
»Kann ich mir denken.«
30 »Und mir als einzigem keinen Lohnstopp verordnen geht irgendwie auch nicht, finde ich.«
»Das ist eben deine Fairness. Ein anderer hätte kein Problem damit.«
»Du meinst, ein anderer würde die Löhne einfrieren und
35 mit seinem eigenen rauf?«
»Ohne mit der Wimper zu zucken.«
Gelbert nimmt einen Schluck und behält das Glas nachdenklich in der Hand. »Und womit würde er das finanzieren?«
40 »Indem er an den Produktions- und Verwaltungskosten schraubt.«
»Und wenn das nicht reicht?«
»Dann kommt er um den Einschnitt nicht herum. Er trennt sich von einer Kostenstelle. Mit den freigewordenen
45 Mitteln gleicht er die Budgetkürzung aus und finanziert die eigene Gehaltsanpassung.«
»Ziemlich unfair dem betroffenen Mitarbeiter gegenüber.«
»Nicht wenn er ihn ohne Folgen ersatzlos streichen
50 kann. Dann war es vom Betroffenen unfair, dass er all die Jahre Lohn bezogen hat.«
Gelbert legt Bender die Hand auf den Unterarm. »Danke, Bruno. Ich wusste, dass du das auch so sehen würdest.«
(367 Wörter)

Quelle:

Suter, M. (2007): *Unter Freunden und andere Geschichten aus der Business Class*. Zürich: Diogenes.

Martin Suter

Wie sag ich es Anita

1 Decker kommt ins Wohnzimmer zurück und setzt sich neben Anita aufs Sofa.
2 „Kann Ian lesen?“ fragt er nach einer Weile.
3 „Wie kommst du darauf? Ian ist fünf.“
4 „Er hat mich vorhin gebeten, Licht zu lassen. Er wolle noch lesen.“
5 „Er nennt es lesen.“
6 „Ach so.“
7 Anita zappt durch die Programme. Decker schenkt die beiden Rotweingläser voll.
8 „Schöner Vater“, sagt er, „der nicht einmal weiß, ob sein Jüngster lesen kann.“
9 „Das kannst du laut sagen“, antwortet Anita, überrascht, dass er es ist, der davon
10 anfängt. Das ist sonst ihr Thema. „Kürzlich hat er mich gefragt, warum er dich nie
11 besuchen darf wie der Christoph seinen Papi. Christophs Eltern sind geschieden.“
12 Decker ist die Anekdote nicht neu. Aber er erwähnt es nicht. Das Gespräch läuft in
13 die richtige Richtung. Er schüttelt den Kopf und seufzt. „Du hast schon Recht, es lässt
14 sich kaum vereinbaren: Karriere und Familie.“
15 „Wem sagst du das“, antwortet Anita und zappt weiter.
16 Decker nimmt einen Schluck Wein und vergisst das Glas in der Hand. „Weißt du, wie
17 lange es her ist, dass ich die Kinder an einem Wochentag wach angetroffen habe?“
18 „Fünf Wochen. An dem Tag, als du Grippe hattest.“
19 „Das ist doch nicht normal, so etwas.“
20 „In deinen Kreisen offenbar schon.“
21 „In meinen Kreisen!“ stößt Decker verächtlich aus.
22 Das sind neue Töne für Anita. Sie schaltet den Fernseher ab und nimmt auch einen Schluck Wein.
23 „Alles o.k.“
24 „Alles o.k.“, bestätigt Decker tapfer. „Es ist nur - manchmal fragt man sich: Wozu das
25 alles? Was nützt einem die Karriere, wenn die Familie darunter leidet?“
26 Anita braucht nicht zu antworten. Der Satz ist wörtlich aus ihrem Repertoire übernommen.
27 „Weißt du, was ich wieder einmal möchte?“ fährt Decker nach einer Pause fort. „Drei
28 Wochen ans Meer. Baden, schlafen, essen, lesen, mit den Kindern herumtollen und
29 so weiter.“
30 Bei „und so weiter“ legt Decker den Arm um Anita.
31 „Ich dachte, drei Wochen am Stück liegen nicht drin?“ wundert sie sich.
32 Jetzt ist der Punkt gekommen, an dem Decker Anita beibringen wird, dass ihm Sager
33 heute eröffnet hat, dass er, Decker, das Synergieopfer* ist, das die Regionen-
34 Zusammenlegung in der Regionalverwaltung Ost fordern wird.
35 Er wird es natürlich nicht so formulieren. Er wird sagen, dass die
36 Regionalrestrukturierung ihm endlich die Chance bietet, einen Marschhalt einzulegen
37 und sich neu zu orientieren.

(377 Wörter)

Quelle: Suter, M. (2007): *Unter Freunden und andere Geschichten aus der Business Class*.
Zürich: Diogenes.

Robert Walser
Der Beruf (1904)

Um in der Welt ein rechtschaffenes Leben führen zu können, muss man einen Beruf haben. Man kann nicht nur so in den Tag hineinarbeiten. Die Arbeit muss ihren bestimmten Charakter und einen Zweck haben, zu dem sie führen soll. Um das zu erreichen, wählt man einen Beruf. Dies geschieht, wenn man aus der Schule tritt, und mit diesem Ereignis ist man ein erwachsener Mensch, das heißt, nun hat man eine andere Schule vor sich: das Leben. Das Leben sei ein strenger Schulmeister, sagen sie einem, und das muss wahr sein, weil es eine allgemeine Ansicht ist. Wir dürfen nach unserer Lust den Beruf wählen, und wo wir das nicht dürfen, tut man uns unrecht. Ich habe zu allen möglichen Berufen Lust. Da ist das Wählen eine schwere Sache. Ich glaube, ich tue am besten, wenn ich irgendeinen, vielleicht den ersten besten ergreife, ihn erprobe, und, wenn ich ihn satt habe, fortwerfe. Kann man denn überhaupt wissen, wie es innerhalb eines Berufes aussieht? Ich denke, das muss man doch zuerst erfahren. Unerfahrene Geister, wie wir sind, können vor kein Urteil gestellt werden, ohne sich glänzend zu blamieren. Das ist durchaus Geschmack und Sache unserer Eltern, uns einen Beruf auszusuchen. Sie wissen am besten, wozu wir taugen. Taugen wir zu Besserem, als wozu sie uns fürs Leben bestimmt haben, so ist später immer Zeit umzusatteln. Man sinkt deshalb noch nicht zum Sattler hinunter.

Nein, Unrecht geschieht uns in diesem Falle selten. — Nun, mein Geschmack wäre ein Schiffskapitän. Aber ich frage mich, ob meine Eltern mit diesem Wunsch einverstanden sind. Sie lieben mich sehr, und sie würden besorgt sein um mich, wenn sie mich den Stürmen des Meeres ausgesetzt wüssten. Das Beste wäre freilich, heimlich durchzubrennen. So zur Nachtzeit, durchs Fenster, an einem Seil herabgelassen und — ade. Aber nein! Meine Eltern habe ich nicht den Mut zu hintergehen, und wer weiß, ob ich überhaupt das Zeug zu einem Schiffskapitän habe. Schlosser, Schreiner oder Drechsler will ich nicht werden. Für einen Aufsatzschreiber von meiner Qualität ziemt sich kein solches Handwerk. Buchbinder wäre hübsch, aber meine Eltern werden es nicht zugeben wollen, weil ich ihnen, das weiß ich, viel zu gut dafür bin. Sie sollen mich nur nicht studieren lassen, ich würde verkommen. Zum Arzt habe ich keine Lust, zum Pfarrer kein Talent, zum Juristen kein Sitzleder und Lehrer werden, ich möchte lieber sterben. Unsere Lehrer zum mindesten sind alle nicht glücklich, man sieht es ihnen an. Förster möchte ich werden. Ich würde mir ein kleines efeuumranktes Haus am Waldrand bauen und den Tag lang bis in die Nacht im Wald umherschweifen. Vielleicht käme es mir mit der Zeit auch langweilig vor und ich sehnte mich nach großen eleganten Städten. Als Dichter möchte ich in Paris, als Musiker in Berlin, als Kaufmann nirgends leben. Man tue mich nur in ein Büro und erfahre dann das Weitere. Nun habe ich noch eines auf der Seele: Gaukler sein wäre schön. Ein berühmter Seiltänzer, Feuerwerk hinten auf dem Rücken, Sterne über mir, einen Abgrund neben, und so eine feine schmale Bahn vor mir zum Schreiten. — Clown? Ja, ich fühle, ich habe zum Spaßmachen Talent. Aber den Eltern würde es Kummer bereiten, mich auf der Bühne zu wissen mit einer rotbemalten langen Nase und mehlbestreuten Wangen und im weiten lächerlichen Anzug. — Was nun denn? Daheim bleiben und greinen? Das niemals. Eins ist sicher, mir ist nicht bang vor Berufen. Es gibt so viele.

(536 Wörter)

Quelle: Walser, R. (1974): *Fritz Kochers Aufsätze*. Frankfurt am Main: Insel, S. 42-45.

Auf Wiedersehen

Bitte sortieren Sie die Blusen, die Kundinnen haben umgewählt. Bitte sortieren Sie alles schön, und wenn Sie fertig sind, klopfen Sie bei mir, hat Herr Willert gesagt. Maria hat genickt, hat eine Bluse vom Kleiderbügel genommen. Der Sohn war hinter Herrn Willert in der Tür gestanden, der Sohn steht in letzter Zeit häufig in der Tür zu Herrn Willerts Büro, denkt Maria. Du wirst sehen, er wird die Boutique doch noch übernehmen, sagt

5 Angelika, woraufhin Martha jedes Mal den Kopf schüttelt: Herr Willerts Sohn studiert, was soll er hier, Herr Willert hat noch ein paar Jahre bis zur Pensionierung, dann sperrt er zu. Ein schöner junger Mann, sagt Angelika dann, findest du nicht. Die Blusen sind nach Farben und Größen geordnet, Maria weiß, was an welchen Platz gehört. Hat er seine Freundin noch. Angelika, du bist doch viel zu alt für ihn.

Als Maria die Blusen fertig sortiert hat, geht sie hinüber zu Martha, die hinter der Kassa steht. Maria

10 sagt, ich bin kurz weg, Martha nickt und lächelt, als die Glocke über der Tür klingelt, weil eine Kundin den Laden betritt. Guten Tag, sagt Martha, und nach einer Weile: Kann ich Ihnen behilflich sein. Die Tür zu Herrn Willerts Büro steht offen, sie ist nie geschlossen. Maria, sagt Herr Willert, als Maria den Raum betritt, setzen Sie sich bitte. Der Sohn schließt die Tür, er nimmt neben seinem Vater hinter dem Schreibtisch Platz. Das Usambaraveilchen müsste gegossen werden, denkt Maria, als sie zum Fensterbrett sieht, sie sagt: Ihre Blume

15 sieht traurig aus. Sie wissen doch, sagt Herr Willert, ich vergesse immer auf sie. Maria lächelt und Herr Willert schweigt, dann atmet er laut ein und aus, er sagt: Frau Maria, ich habe schlechte Nachrichten. Der Boutique geht es nicht gut, die Zeiten, Sie wissen bestimmt, Sie wissen, wie die Zeiten sind. Ich komme gleich zum Punkt, sagt Herr Willert und greift unter seine Brille, reibt seine Augen, die danach ein wenig blauer sein werden als zuvor. Herr Willert reibt seine Augen, er sagt: Maria, wir werden uns von Ihnen trennen, es tut mir leid, wir können Sie

20 nicht mehr halten. Der Sohn steht auf, geht zum Fensterbrett, pflückt dem Usambaraveilchen eine welke Blüte ab. Maria sagt: Wie bitte. Herr Willert sagt, wir sehen keine andere Möglichkeit. Sie lesen doch Zeitung, Sie wissen doch. Der Sohn verdreht die Augen, kommt zurück zum Schreibtisch, er spielt mit einem Kugelschreiber, der vor ihm liegt. Maria fragt: Wie bitte, Sie kündigen mich. Ja, sagt Herr Willert, das machen wir. Wir, denkt Maria und schaut auf die Hände des Sohnes, der den Kugelschreiber zwischen Zeige-, Mittel- und Ringfinger

25 dreht. Maria möchte auf seine Finger schlagen, sie möchte sagen, Stefan, das macht man nicht, wie damals, wenn er als Kind mit einem Eis in die Boutique kam und sich den Kleidungsstücken näherte. Seine Fingernägel sind kurz geschnitten, am Mittelfinger ist die Nagelhaut eingerissen. Warum, fragt Maria leise. Ich werde nicht zu weinen beginnen, denkt sie, nein, das mache ich nicht. Wenn ich den Kopf ein wenig nach hinten lege, bleibt alles hinter den Augen. Der Sohn nimmt den Kugelschreiber, zeichnet eine Linie auf einen Zettel, eine

30 Waagrechte, auf der er senkrecht Striche zieht. Wir sind ein Unternehmen mit Verantwortung, sagt Herr Willert und sieht seinen Sohn an, der den Stift wieder zur Seite legt. Frau Maria, Sie werden sich um eine neue Stelle bewerben, und wie sieht es denn aus, wenn Sie sagen, ich wurde gekündigt. Die Firmenleitung wird nachfragen, warum Sie gekündigt wurden, weil es einen Grund geben muss, werden sie sagen. Wir schauen auf unsere Mitarbeiterinnen, wir bieten Ihnen daher eine einvernehmliche Kündigung mit sechs Monaten Abfertigung an,

35 das ist eine Menge Geld, hier. Herr Willert schiebt ihr einen Zettel zu. *Ich löse mein Dienstverhältnis einvernehmlich mit*, weiter liest Maria nicht. Mit Zeitausgleich und vier Wochen Resturlaub müssten Sie noch eine Woche kommen, wir meinen es gut mit Ihnen, wir stellen Sie ab morgen frei, das ist ein tolles Angebot, sagt der Sohn, und Herr Willert nickt, und Maria denkt: Was macht er da. Herr Willert hält ihr den Kugelschreiber hin, er sagt, Sie wissen, wie schwer es mir fällt, Sie sind unsere längste Mitarbeiterin, und Maria nimmt den

40 Kugelschreiber. Sie verstehen doch, sagt Herr Willert. Nein, denkt Maria, nein, und sieht, wie Herr Willert das rechte Bein über das linke legt, Fußknöchel auf Oberschenkel. Er sagt: Einer anderen würden wir dieses Angebot nicht machen, und Maria unterschreibt.
Der Sohn zeichnet einen neuen Strich. Er verwendet zu viel Haarspray, denkt Maria, seine Haare sind verklebt. Sehen Sie, Frau Maria, das ist Ihr Leben. Da ist noch viel Platz bis zum Ende, wie alt sind Sie,

45 siebenundvierzig, sehen Sie, Sie stehen hier, sagt er und zieht einen senkrechten Strich. Sie haben noch viele Jahre vor sich, freuen Sie sich, es ist nicht selbstverständlich, in diesem Alter noch die Möglichkeit zu bekommen, sein Leben neu zu gestalten. Sehen Sie es positiv, sagt Herrn Willerts Sohn, Sie haben jetzt die Freiheit, von vorn zu beginnen. Ist gut, Stefan, sagt Herr Willert, danke. Er steht auf, und der Sohn steht auf, Maria steht auf, sie gibt beiden die Hand, ihr ist schwindlig. Ihre Schlüssel bitte, sagt Herr Willert. Alles Gute,

50 sagt Herr Willert, erholen Sie sich ein paar Tage, lassen Sie von sich hören. Sie werden uns fehlen.
Der Griff der Toilettentür ist aus Plastik, Maria schließt die Tür, sie sperrt sie ab. Sie atmet. Sie sitzt auf der Toilette und drückt Toilettenpapier auf ihre Augen. Sie denkt, was habe ich falsch gemacht. Sie möchte mit der Faust gegen die Wand schlagen, aber sie möchte keinen Lärm machen. Maria sitzt auf der Toilette, sie drückt Toilettenpapier auf ihre Augen, sie atmet. Sie versucht, sich vorzustellen, wie sie Martha und Angelika erzählen

55 wird, was passiert ist. Sie denkt: Ich bin am längsten hier. Sie zupft in ihrem Gesicht herum, sie hört auf damit, weil es Spuren hinterlässt und sie keine Spuren an sich haben möchte. Sie denkt: Ich war am längsten hier, und hält frisches Toilettenpapier gegen die Augen. Sie schiebt den Ärmel ihrer Bluse hoch und zupft an ihrem Unterarm, so lange, bis ihre Fingernägel eine Kerbe hinterlassen, die wie der Buchstabe U aussieht. U, was soll das heißen, denkt Maria, schnäuzt sich, zieht die Spülung und geht hinaus. Wo warst du so lange, fragt Angelika.

60 Auf der Toilette, antwortet Maria, mir ist nicht gut, ich gehe heute schon früher nach Hause.

(1065 Wörter)

Quelle: Weidenholzer, A. (2012). *Der Winter tut den Fischen gut*. Salzburg/Wien: Residenz, S. 139-143.

